

# Ostland-Berichte

Auszüge aus polnischen Büchern, Zeitschriften und Zeitungen

Herausgegeben vom Ostland-Institut in Danzig

Bei Rückfragen ist auf die am Schlusse jedes Artikels stehende Nummer Bezug zu nehmen.

## Inhaltsverzeichnis.

### Propaganda.

Rudnicki, M., Deutsche und Lechen . . . . .	33
Posener Studenten und polnische Propaganda . . . . .	37
Ostpreußen und Polen . . . . .	40
300 000 Polen in Ostpreußen? . . . . .	41

### Forschungsergebnisse.

Antoniewicz, Wl., Die Grundlagen der urgeschichtlichen Archäologie in Polen . . . . .	42
Pawłowski, St., Die geographische Lage Pommerellens und des Territoriums der Freien Stadt Danzig . . . . .	47
Brückner, A., Die Verbreitung der Slaven in den ersten Jahrhunderten nach Chr. . . . .	49
Legowski, J., Die Rügener und Polen in den Volksüberlieferungen . . . . .	51
Kowalkowski, A. F., St. Florian Ceynowa und seine Bestrebungen zur Separation der Kaschubei . . . . .	52

### Politische Fragen.

Polnische Landämter gegen Deutsche Ansiedlungskommission in Pommerellen . . . . .	53
---	----

### Wirtschaft.

Der Hafen von Gdingen:	
1. Legowski, St., Bau und Exploitation des Hafens in Gdingen . . . . .	53
2. Poznański, J., Der Hafen in Gdingen . . . . .	55

## Rudnicki, M. Deutsche und Lechen.

Es könnte als Zeit- und Raumverschwendung angesehen werden, daß wir über ein solches Nachwerk wie den nachfolgend besprochenen Aufsatz ausführlich berichten. Aber der Ort, an dem dieser Aufsatz erschienen ist, das Publikum für den er bestimmt ist und vor allem die Persönlichkeit des Verfassers geben die Veranlassung, ihm diese unerdiente Aufmerksamkeit zuzuwenden.

Der Aufsatz ist erschienen in einem von der Posener Studentenverbindung „Pomerania“ herausgegebenen Jahrbuche und daher für Studenten bestimmt<sup>1)</sup>. Sein Verfasser ist der in den „Ostland-Berichten“ schon vielfach genannte Professor für Sprachwissenschaft an der Universität Posen. Diese von Anfang bis zu Ende im höchsten Grade unwissenschaftlichen, von geradezu pathologischen Haßausbrüchen gegen alles Deutsche durchsetzten Ausführungen wenden sich an die künftigen geistigen Führer des polnischen Volkes, von denen viele dazu bestimmt sind, den im polnischen Staate lebenden Deutschen als Beamte gegenüberzutreten.

Es ist geradezu erschreckend zu sehen, welche giftige Saat der Verhehung und perfiden Verleumdung dieser „Vertreter der Wissenschaft“ in die Herzen der polnischen akademischen Jugend einpflanzt. Ein positives Ergebnis hat aber die genaue Kenntnis dieses Elaborats. Es zeigt den Geist und die Gesinnung, von denen

<sup>1)</sup> Vergl. auch die von der gleichen Korporation herausgegebene und vom gleichen Verfasser stammende Schrift über Pommern. (Ostland-Berichte, Jg. 1, Nr. 1, S. 10)

die angeblich wissenschaftliche Forschungsarbeit des „Westslavischen Instituts an der Universität Posen“ geleitet wird. Professor Rudnicki ist der Begründer dieses Instituts und noch heute sein Direktor.

„Die Vernichtung der westlichen Slaven und im besonderen der Lechen, d. h. der Wagrier, Obotriten, Lutizen, Rügier, Pomern und Polen durch die Deutschen im Laufe des Mittelalters und der neueren Zeit bis auf den heutigen Tag (in Schlesien, den beim Deutschen Reich gebliebenen Teilen von Posen und Pommerellen und in Ostpreußen) hat bisher keine hinreichende Aufklärung gefunden und selbst die Registrierung der betreffenden Tatsachen ist bisher nicht weit vorgeschritten. Der Grund dafür ist in beträchtlichem Maße der, daß die hauptsächlichlichen Sammlungen der Urkunden, die diese Frage berühren, sich in Deutschland befinden, und daß hauptsächlich deutsche Gelehrte sich damit befaßt haben, was insofern verständlich ist, als die Deutschen selbst die zu Ende des 18. Jahrhunderts erwachende polnische Wissenschaft unterdrückten und ihr nicht erlaubten, sich zu entwickeln<sup>1)</sup>. Wenn man das Vorgehen und die Ziele der Deutschen hinsichtlich der Lechen im Laufe der Jahrhunderte untersucht, lassen sich jedoch gemeinsame Züge, gemeinsame Grundsätze des Verfahrens der Deutschen feststellen, und das gerade ist interessant. Diese gemeinsamen Züge lassen sich auf zwei oder drei grundsätzliche zurückführen: 1. die materiellen Vorteile als Motiv jeder Aktion im Verhältnis zu den Lechen; 2. ihre Verleumdung vor der zivilisierten Welt; 3. die Darstellung ihrer bösen Taten als etwas Gutes und Wohltätiges für die Lechen selbst. Diese letzte moralische Fälschung erlauben sich nicht nur die Urheber der bösen Taten, sondern auch Leute, die weit von ihnen stehen, und das ist vielleicht das am meisten Charakteristische.“

Diese Sätze, mit denen der Posener Professor seinen in einem von der studierenden Jugend herausgegebenen Jahrbuche erschienenen, also gerade für diese Jugend bestimmten Artikel beginnt, sucht er dann zu begründen. Zunächst behauptet er, die Deutschen hätten zwar ihren Kampf gegen die Lechen damit begründet, daß sie Heiden seien, gleichzeitig hätten sie ihnen aber für die Zahlung von Geld gestaffet, Heiden zu bleiben. Ferner hätten die Ordensritter es vorgezogen, die Preußen auszuerothen, statt sie zu bekehren. Sie hätten auch die Bekehrung Litauens nicht gewollt und hätten sogar das Polen des 14. Jahrhunderts als nur äußerlich christliches, in Wirklichkeit aber heidnisches Land hingestellt.

Dieselben Methoden hätten dann die Preußen bei der Okkupierung der polnischen Länder zu Ende des 18. Jahrhunderts angewendet: 1. hätten sie Polen vor der zivilisierten Welt als rückständig und barbarisch hingestellt, gleichzeitig aber die Schulen der Edukationskommission geschlossen, 2. eine Universität, selbst eine deutsche, in den polnischen Ländern bis in die neueste Zeit nicht gegründet; 3. unter dem Vorwande der Hebung der Landeskultur eine Besiedlung mit Deutschen betrieben, wobei die Anwendung von Gewalt durch die Novelle zum Ansiedlungsgesetz legalisiert sei. Hiermit habe die Ansiedlungskommission nur das Beispiel befolgt, das im 12. und 13. Jahrhundert durch Vertreibung mecklenburgischer Slaven mehrmals gegeben sei. (R. führt aus den Urkun-

<sup>1)</sup> Wie stimmt zu dieser Behauptung die Tatsache, daß die preußische Regierung an der Berliner Universität einen Lehrstuhl für Slavistik einrichtete, der fast 45 Jahre lang mit einem Gelehrten besetzt war, der polnischer Abstammung war und auch unangefochten seine Zugehörigkeit zum polnischen Volkstum allezeit bekennen konnte?! Es ist dies Professor Dr. Alexander Brückner, der gerade gestützt auf die von ihm an der Universität Berlin eingenommene ordentliche Professur die Möglichkeit fand, die Erforschung der polnischen Sprache und Kultur durch grundlegende Werke zu fördern. Es wäre ein sehr nachahmenswertes Beispiel für die polnische Regierung, an der ersten Universität des Landes einen Lehrstuhl für Germanistik zu errichten, diesen mit einem seiner Nationalität bewußten Deutschen zu besetzen und ihm die gleiche Forschungs- und Lehrfreiheit zu gewähren, welche die preußische Regierung allezeit Herrn Professor Brückner zu teil werden ließ. (Red.)

den, die diese Vertreibung beweisen sollen, nur Auszüge an: es scheint sich in allen vier Fällen um die Folgen kriegerischer Ereignisse zu handeln.) Zur gleichen Zeit habe Polen zwei Missionen durchgeführt, ohne auch nur im geringsten Gewalt anzuwenden: bei den Preußen durch den Bischof Christian im 13. und bei den Litauern durch die Königin Hedwig im 14. Jahrhundert. Die deutschen Historiker, z. B. Ranke, hielten dies für Schwäche und die deutsche Handlungsweise für Energie und Tatkraft, es gäbe aber keine verkehrtere Beleuchtung der Thatfachen.

„Wir müssen, gerade vom historiosophischen Gesichtspunkt aus sagen, daß Verbrechen Verbrechen bleibt und daß es zum mindesten zweifelhaft ist, ob der daraus fließende materielle Nutzen geeignet ist, die moralischen und in der Folge auch materiellen Verluste daraus auszugleichen. Die Deutschen haben ihre unwürdige Handlungsweise, die sie an den Lechen ausbildeten, weiter beibehalten, haben sie ausgeübt und üben sie bis zum heutigen Tage in bezug auf uns aus. Aus Rücksicht auf die öffentliche Meinung der zivilisierten Völker aber und aus Rücksicht auf sich selbst wagen sie nicht, den Grundsatz zu verkünden, daß die Moral sie nichts angehe(!), bemühen sich, ihr Vorgehen immer in irgend einer Weise zu begründen und zu erklären oder wenigstens mit Stillschweigen seinen wirklichen Verlauf zu übergehen. Auf diese Weise entsteht das interessante Schauspiel, daß die, die das Recht vergewaltigen, ihm Huldigungen darbringen — dadurch, daß sie Lügen und Verleumdungen heraussuchen. Aber gerade in diesem Umstande liegt die Schwäche Deutschlands, und diese schwache Seite muß man voll und ganz ausbeuten. Nur Bismarck allein rief kühn: „Gewalt geht vor Recht!“ —

Als Beweis für diese unglaublichen Behauptungen weist R. auf das Verfahren des Ordens bei der Erwerbung des Kulmerlandes und Pommerellens hin sowie darauf, daß Ranke in seiner preußischen Geschichte daselbe als richtig erklärt habe. Bei der Erwähnung von Ranke's Ansicht über das päpstliche Urteil von 1320 versteigt er sich dabei zu dem Satze: „Ranke schreibt dem Papste ebenso niedrige Beweggründe zu, wie die Kreuzritter, Brandenburg und sicher er selbst hatten!“ Auch den mehrfachen Parteiwechsel, den „Verrat“, des Kurfürsten Friedrich Wilhelm während des schwedisch-polnischen Krieges habe Ranke mit seinen Interessen begründet: „Mit einem Wort, er hatte Recht, denn er trug den Nutzen davon.“ Ferner habe Preußen das Bündnis, das es während des vierjährigen Reichstages mit Polen gegen Rußland geschlossen habe, materieller Vorteile wegen nicht gehalten, was die deutschen Historiker damit begründeten, daß es zu lörricht war, um gehalten zu werden.

Ebenso sei es gewesen in der Zeit nach der Teilung, wo die Preußen offen die Vertreibung der Polen, ja geradezu ihre Ausrottung betrieben hätten! Aber die von den Deutschen erstrebte Germanisierung bemerkt R.: „Die letztere ist besonders interessant bei den Deutschen, die an allen Ecken der Welt rufen, daß sie die reinste indoeuropäische Rasse seien, und die doch in Wirklichkeit vielleicht gerade am wenigsten indoeuropäisches Blut besitzen — unter anderem auch wegen ihrer beständigen Politik, andere Völker und Rassen zu entnationalisieren“. (Einen Beweis hierfür gibt R. natürlich nicht und kann ihn auch nicht geben: daß auf dem Gebiete des heute von den Deutschen eingenommenen Teils Mitteleuropas außer vielleicht in den Alpen einst nicht indogermanische Stämme gewohnt hätten, die dann germanisiert wären, ist nicht bekannt, es ist also nicht erweislich, daß den Deutschen durch die Assimilation stammfremder Elemente nichtindogermanisches Blut zugeführt sei. Vielleicht hat R. die Füßtsche Hypothese im Auge gehabt, nach der die Germanen ursprünglich keine Indogermanen waren — das ist aber bisher nur eine Hypothese, deren Beweis noch nicht erbracht ist!)

Rudnicki fährt dann fort: „Die Psychologie der materiellen Ausbeutung anderer Völker, die Psychologie der Bedrückung anderer und der Straflosigkeit der an ihnen begangenen Verbrechen wurde ein sehr deutliches Merkmal der deutschen Gesamtheit<sup>1)</sup>. Es ist dies eine vorteilhafte und nachteilige

<sup>1)</sup> Von uns gesperrt. (Red.)

Erscheinung; vorteilhaft — materiell genommen! — deswegen, weil sie im gegebenen Falle die ganze deutsche Allgemeinheit gegen die Fremden mobilisiert und ihr gestattet, auf die Schale der politischen Ereignisse die gesamten materiellen Mittel, die psychologische Solidarität, die Disziplin usw. zu werfen, Eigenschaften, wofür wir z. B. in der Zeit des großen Krieges Beispiele hatten. . . . . Nachteilig ist es deshalb, weil das, was den Deutschen — gerade dank ihrer jahrhundertelangen Übung in der Bedrückung anderer — ganz natürlich erscheint, die anderen Völker, die diese Art Psychologie nicht besitzen, unendlich erbittert und mit elementarer Kraft gegen die Deutschen treibt. Wir hatten einen klassischen Beweis dafür während des großen Krieges (1914—1918) als der ganze Erdball vor Empörung gegen die Deutschen kochte und alle gegen sie zu den Waffen griffen. . . . . Deshalb bezahlten auch die Deutschen während des großen Krieges teilweise für ihre jahrhundertelangen Treulosigkeiten. Ihre Solidarität war aber gewaltig: Die Gelehrten schrieben die bekannten Briefe und selbst die Verkündiger des Evangeliums riefen, daß die giftigen Gase gut seien, denn sie verkürzten den Krieg, da sie die Gegner Deutschlands ausrotteten!)\*

Nach dem Kriege habe Deutschland „durch glatte Worte“ schon viel von seiner Weltgeltung wiedergewonnen, aber seine Denkungsart habe es nicht geändert und eine starke Partei wünsche das von Brandenburg und den Kreuzrittern angewendete Verfahren fortzusetzen. „Trotz allem, was sich über die augenblicklichen Vorteile des Verfahren dieser Art sagen läßt, läßt sich nicht bestreiten, daß die Deutschen zum Mißlingen ihrer Falschheit verurteilt sein müssen, wenn ihre politischen Gegner hinreichend Verstand, Ausdauer, Geschicklichkeit und Voraussicht besitzen werden. Besonders müssen daran die von den Deutschen in ihrem politischen und kulturellen Dasein bedrohten Völker denken. Es kommen hier in Betracht vor allem die Völker, die sich unmittelbar mit den Deutschen berühren, wie Polen, Litauer, Letten, Esten, Russen, Skandinavier, Dänen, Holländer, Belgier, Franzosen, Schweizer, Italiener, Jugoslawen, Ungarn, Ukrainer, Tschechoslovaken; besonders die letzteren, die Polen sowie die Italiener und die Franzosen sind in Gefahr, wenn man erwägt, daß es das deutsche Ideal sein muß, in Hamburg und in Triest bzw. in Venedig zu herrschen. . . . . Die Deutschen sprechen von dieser Kombination nicht, aber um so mehr denken sie daran, denn das wäre eine teilweise Realisierung der Verbindung Berlin—Bagdad.“

Gegen den noch vorhandenen Rest der lechischen Bevölkerung, die Polen und Pommereller, verhalten sich die Deutschen nach der Behauptung von Rudnicki unaufrichtig und betrügerisch. In Schlesien und Pommerellen werde für den Wiederanschluß an Deutschland agitiert, geschehe dies, werde man die Bevölkerung mit Gewalt germanisieren oder vertreiben. Jetzt schweige man davon und versichere sogar, daß man das Polentum achten werde; aber selbst der Naivste erkenne allmählich, was dann bald kommen werde. „Hier erhebt für alle gebildeteren lechischen Elemente, also auch für die Korporation „Pomerania“ die schöne Aufgabe, durch Verbreitung der historischen Aufklärung, die das geschichtliche Gesicht Deutschlands beleuchtet, diese unwürdigen Lügen und versuchten Betrügereien festzunageln! Jedes Jahrbuch der Korporation „Pomerania“ muß eine Betrachtung sein, wieviel zu diesem Zwecke im vergangenen Jahre geschehen ist. Und solche Betrachtung ist nicht nur für die Korporation „Pomerania“ am Platze, sondern für alle Korporationen der westlichen polnischen Länder!“

Daß noch jetzt die Eier Deutschlands nach den westpolnischen Ländern aktuell sei, beweise der Umstand, daß der Vertreter der Universität Posen auf dem Kongreß für Sexualforschung in Berlin im Oktober 1926 gebeten sei, als Vertreter aller polnischen Universitäten aufzutreten: „Es handelte sich natürlich darum, nicht daran zu erinnern, daß Posen, von dem die Deutschen sagten

\*) Von uns gesperrt. (Red.)

und sagen, daß es eine „urdeutsche“ Stadt sei, eine polnische Universität hat und zu Polen gehört!“

Rudnicki fährt dann fort: „Die Erinnerung an die Gefahr, die den westlichen Ländern Polens bis zur Weichsellinie seitens der deutschen Habsucht und Begehrlichkeit droht, muß in Polen jeden Tag und jede Stunde lebendig sein, und besonders bei allen Polen, die westlich von der Weichsel und nördlich vom Narew wohnen. Diese Erinnerung muß sich auch in der Korporationsbewegung, in den Namen der Korporationen zeigen. Deshalb müssen neben der Korporation Pomerania Bruderkorporationen mit Namen wie Stitina, Redaria, Chyżania, Czrespiania, Luticia, Stodorania, Barnimia, Wagria, Obodritia, Veligardia, Stargardia, Redgostia, Uznoimia, Vologostia, Venetia, Belgardia, Lubussia, Slovinia usw. entstehen.“

„Diese Namen müssen uns erinnern, was wir (!!) schon an den rücksichtslosen Nachbar, der sich mit unserem ehemaligen Gut mästet, verloren haben<sup>1)</sup>, und uns auffordern so zu verfahren, daß wir nicht auch den noch von uns besessenen Rest verlieren! Die Vergangenheit der genannten lechischen Länder und Städte muß den betreffenden Korporationsmitgliedern gut bekannt sein, wozu wir endlich fähig geworden sind dank den Publikationen der Universität Posen, besonders der „Slavia Occidentalis“. Obige Namen empfehlen sich, um neben solche wie Pomerania, Lechia, Arkonia usw. zu treten, da sie ein lebendiger Ausdruck der lechischen, also unserer Tradition<sup>1)</sup> sind, während unzweifelhaft würdige und achtungswerte Namen wie „Quiritia“ usw. in dieser Hinsicht tot sind.“

Diese Namensvorschläge für neue Studentenverbindungen reden eine sehr deutliche Sprache. Nach der Behauptung des Pofener Professors sind also folgende Städte und Gebiete einst polnisch gewesen: Steffin; das Land der Redarier (slav. Stamm in der Gegend von Neustrelitz und südlich von Treptow im westlichen Pommern); das Land der Chizini (slav. Stamm in der Gegend zwischen Rostock und Riebnitz); das Land der Circipani (slav. Stamm an der Peene, südwestlich von Stralsund); das Land der Ljutici (slav. Stamm östlich der Obotriten bis zur Oder); das Land der Stoderani (slav. Stamm an der Havel, südlich bis Brandenburg und Potsdam reichend); Barnim; Wagrien (westlich von den Obotriten im östlichen Holstein); das Land der Obotriten (um die Lübecker Bucht, und der Rakeburger See); Veligardia = Mecklenburg (um Schwerin und Wismar); Stargardia = Oldenburg, westlich von Lübeck, oder Stargard in Pommern; Redgostia = Riedigost (Residenz der Ratari-Fürsten in Mecklenburg-Strelitz?); Uznoimia = Uedom; Vologostia = Wolgast; Venetia = Vineta; Belgardia = Belgard; Lubussia = Lebus; Slovinia = das Land der Slovinzen (im östlichen Pommern).

Fast bis zur Elbe reicht also nach der Lehre dieses Vertreters polnischer Wissenschaft die polnische Irredenta. Und dieses Bewußtsein wachzuhalten, ist die Aufgabe des „Westslawischen Instituts“ in Posen, wie hier von dessen Leiter mit aller wünschenswerten Offenheit erklärt wird.

[Niemcy i Lechici; in: Roczniki Korporacji Studentów Uniwersytetu Poznańskiego „Pomerania“, Jg. I (Posen 1926), S. 46—53.]

(36)

### Pofener Studenten und politische Propaganda.

Die Pofener Korporation „Pomerania“ wurde am 11. November 1923 von mehreren aus Pommerellen stammenden Studenten gegründet und, nachdem das Statut in endgültiger Form am 13. März 1924 angenommen war, vom Senat der Pofener Universität bestätigt; zu ihrem Kurator wurde der Historiker Professor Dr. Tymieniecki bestimmt. Als Hauptpflicht der Mitglieder der

<sup>1)</sup> Von uns gesperrt. (Red.)

neuen Organisation wurde von Anfang an festgesetzt: „reguläre Beendigung der Studien und, soweit als möglich, Wahl des Tätigkeitsfeldes in Pommerellen zwecks möglichst schneller Verstärkung der Kräfte der örtlichen Intelligenz“.

Das Programm, die „Deklaracja ideowa“, der Korporation beginnt dann mit den Sätzen: „Seit Jahrhunderten werden erbitterte Kämpfe zwischen den westlichen Slaven und den Deutschen geführt. Als Opfer der mächtigen germanischen Masse in ihrem unaufhörlichen Drängen nach Osten fielen zahlreiche lechische Stämme an Elbe und Oder, und dem Restchen der alten Pommern an der Ostsee droht die Unterwerfung. Ein slavischer Kirchhof (!) an der Mündung der Weichsel — das ist der Traum der Deutschen. Pommerellen, das seit dem Jahre 1920 wieder ein Bestandteil des unabhängigen polnischen Staates ist, werden die Deutschen immer als einen sehr unbequemen Damm für ihre räuberischen Absichten ansehen, den sie mit Feuer und Schwert — auf Kosten der lebendigsten Interessen Polens — werden durchbrechen und beseitigen wollen. Unter diesen Bedingungen muß jeder Pole, und in erster Linie jeder Pommereller außerordentlich wachsam werden. Leider fehlt es unserem Küstenlande an einer hinreichenden Anzahl von Führern, die, bewußt der drohenden Gefahr, es verstehen, erfolgreich den deutschen Versuchungen zu widerstehen, und, eingedenk der Notwendigkeit der Vereinigung aller polnischen Länder, imstande sind, mit dem Mutterlande die Länder zu verbinden, auf die es volles Recht hat, nicht ausgeschlossen Danzig, das, in vorhistorischen Zeiten von einer lechischen Bevölkerung gegründet<sup>1)</sup>, der historische Hafen der Republik Polen war. Pommerellen solche Führer zu erziehen, ihm eine tüchtige und starke Intelligenz zu verschaffen, ist Zweck und Sorge der studentischen Korporation Pomerania.“

Unter den einzelnen Programmpunkten ist besonders wichtig der zweite. Dieser lautet: „Die Pomerania wünscht ihren Mitgliedern eine tiefe Liebe zum polnischen Meere und zum pommerellischen Lande einzuflößen. Die Beschäftigung mit der Vergangenheit Pommerellens und seinen Aufgaben in der Gegenwart, die Propaganda der Idee des Meeres, die Verbreitung des Verständnisses für die Bedürfnisse des polnischen Hafens und der polnischen Handels- und Kriegsflotte ist die Pflicht eines jeden Mitglieds der Korporation. Seine moralische Pflicht ist es, seine Studien im vorgeschriebenen Termin zu beenden, um so schnell wie möglich die schwachen Reihen der heimischen pommerellischen Intelligenz zu verstärken.“

Von den übrigen Punkten des Programms, die als Ziele der Korporation die Erziehung der Mitglieder zu opferwilligen Staatsbürgern zu Leuten von fadelloser Lebensführung und christlicher Gesinnung sowie brüderliches Zusammenleben angeben und den Zweikampf und die Beschäftigung mit Parteipolitik verwerfen, verdient noch der dritte hervorgehoben zu werden. Dieser besagt: „In dem Verständnis, daß die Pflichten der Intelligenz . . . nicht mit der bloßen Führung enden, und in der Überzeugung, daß das Funktionieren des Organismus von der Gesundheit der kleinsten Zelle abhängt, verpflichtet die Pomerania ihre Mitglieder, die breiten Massen in staatsbildendem Geiste aufzuklären, Bildung unter ihnen zu verbreiten, den Kampf mit der verderblichen Demagogie, die unter dem Volke grassiert, aufzunehmen und legt den Alten Herren der Korporation die Pflicht auf, wenigstens zu einer kulturell-bildenden Organisation der älteren Gesellschaft zu gehören.“

Gemäß dem Programm können Mitglieder der Korporation nur Hörer der Universität Posen werden, die polnischer Abstammung sind. Diese gehören zunächst drei Trimester der Korporation als „członkowie-kandidaci“ an. Während dieser Zeit müssen sie sich mit der Ideologie der Korporation vertraut machen, besonders mit ihrer Geschichte und ihrem Statut, den Vorschriften über das Ehrenverfahren und den in den polnischen Ländern geltenden Grundsätzen für Vereine, der Geschichte des Korporationswesens, seiner Entwicklung und seinem gegenwärtigen Stande. Besonders

<sup>1)</sup> Von uns gesperrt. (Red.)

aber müssen sie in dieser Zeit einen Kursus in der Geschichte Pommerellens absolvieren. Bei dem Unterricht soll auch ausführlich die Geschichte der pommerellischen Literatur und die Kulturgeschichte Pommerellens behandelt und besonderer Nachdruck auf das Leben und die Werke hervorragender Söhne des Landes gelegt werden. Den Unterricht erteilt in wöchentlichen Unterrichtsstunden der „Erzieher“ („wychowawca“), das zwar nicht erste aber wichtigste Mitglied des Präsidiums.

Auch für alle übrigen Mitglieder finden wissenschaftliche Vorträge statt, besonders aus den verschiedenen Wissensgebieten in bezug auf Pommerellen; bis Ende 1926 wurde referiert über die Geschichte Thorn's; die Vorgänge in Thorn im Jahre 1724; den Pfarrer Stanislaw Kujot; Volksgebräuche in der Kaschubei; die Bedeutung des Meeres für Polen; den Hafen von Gdingen; die Tuchler Heide; Land und Leute im nordwestlichen Pommerellen; die rechtlichen Beziehungen zwischen Polen und Danzig, sowie über allgemeine Thematika. Die Korporation unterhält eine Bibliothek und eine Lesehalle, in der fast alle Zeitungen Pommerellens ausgelegt werden. Um ihre Mitglieder mit Pommerellen besser bekannt zu machen, veranstaltet die Korporation jährlich Ausflüge dorthin; 1925 wurden von Neustadt aus die Küste der See und der Puziger Bucht, Hela und Gdingen besucht, 1926 Karthaus und die kaschubische Schweiz, 1927 reiste man von Brufz aus über Berent, Karthaus, Zoppot, Gdingen, Puzig nach Neustadt. In Ausführung ihres Programmpunktes hinsichtlich der polnischen See- und Schiffsahrtsbedürfnisse ist die Korporation Mitglied der „Liga Morska i Rzeczna“.

Nach außen hin tritt die Korporation besonders mit der Herausgabe von Schriften auf, welche die Beziehungen Polens zum Meere behandeln und den Gedanken der Bedeutung Polens auf dem Meere verbreiten sollen. Bisher sind erschienen: „Die Bedeutung des Meeres vom wirtschaftlichen Gesichtspunkt“ („Znaczenie morza z punktu widzenia gospodarczego“) von Ingenieur Stanislaw Legowski und „Die ökonomische Bedeutung des Meeres für Polen“ („Ekonomiczne znaczenie morza dla Polski“) von Ingenieur Julian Rummel, derzeitigem Vorsitzenden der Posener Ortsgruppe der Liga Morska i Rzeczna<sup>1)</sup>. Von einer geplanten, den Fragen Pommerellens gewidmeten Schriftenreihe ist bisher ein Heft: „Das Land Pommern und die Pommern“ (Pomorze i Pomorzanie) von Prof. Dr. Mikolaj Rudnicki erschienen<sup>2)</sup>. Erschienen ist weiter eine Serie von Postkarten mit Bildern hervorragender Männer, die in Pommerellen geboren sind, sie bringt die Bilder von Linde, Graf Friedrich Skarbek, Verdowski, Joseph Wybicki, Copernicus (!), Jakob Weiher und Kujot; in Aussicht genommen sind die Bilder von Józef Gólkowski, Celnowa, Chodowiecki(!), Leon Czarkński u. a. In der Schriftenreihe über Pommerellen sollen weiter erscheinen „Kriminologische Faktoren im kaschubischen Volkslied und Märchen“ („Czynniki kryminologiczne w pieśni i baśni ludowej kaszubskiej“) von Prof. Dr. Jan Baffowski, „Geschichte des polnischen Pommerns“ („Dzieje Pomorza polskiego“) von Prof. Dr. Wacław Sobieski in Krakau, „Geschichte des kaschubischen Schrifttums“ („Dzieje piśmiennictwa kaszubskiego“) von Jan Karnowski u. a. Von den ursprünglich in größerem Umfange geplanten Jahrbüchern der Korporation („Roczniki Korporacji Studentów Uniwersytetu Poznańskiego Pomerania“) konnten mangels größerer Mittel 1926 und 1927 nur zwei Hefte bescheidenen Umfanges (67 und 39 S.) erscheinen, die außer Nachrichten über die Korporation und allgemeine Fragen des Korporationswesens wissenschaftliche Beiträge von Pfarrer Czaplenski, Prof. Kofrzewski, Prof. Legowski, Prof. Rudnicki, Prof. Tymieniecki, Stud. Rediger, Ing. Legowski, J. S. Kwiatkowski, Ing. Rummel, S. Rudnicki, Dr. A. Brosig enthalten. Weiter bemüht sich die Korporation, Interesse für Pommerellen dadurch zu erwecken, daß Mitglieder Vorträge über daselbe außerhalb Posens halten, und nimmt an den Arbeiten der „Liga Morska i Rzeczna“ lebhaften Anteil.

Die Mitglieder der Korporation zerfallen in „Alte Herren“ (Członkowie seniorzy), aktive, vollberechtigte Mitglieder (Człon-

<sup>1)</sup> Wir werden über beide Schriften noch berichten. (Red.)

<sup>2)</sup> Vgl. die ausführliche Inhaltsangabe in „Ostland-Berichte“ Jg. 1, Heft 1, S. 10.

(Posener Studenten und politische Propaganda.)

kowie rycerze) und jüngere Mitglieder (Członkowie kandidaci). Ende 1927 betrugen die Zahlen für die einzelnen Gruppen 11, 46 und 32. Von den Aktiven stammen aus Pommerellen 57, aus dem übrigen Polen 15 (Großpolen 10, Schlesien 1, Kongreßpolen 4), aus Deutschland 5, aus der Tschechoslovakei 2. In dem Statut ist vorgesehen, daß zu Alten Herrn honoris causa Personen erwählt werden können, die sich um die Korporation verdient gemacht haben; ob dies schon geschehen ist, ist aus den Veröffentlichungen der Korporation nicht ersichtlich. Dagegen sind bereits zahlreiche (Ende 1927 waren es 14) Ehrenmitglieder ernannt, wozu nach dem Statut Personen erwählt werden können, die hervorragende Verdienste auf dem Felde der Propaganda der Meeresidee, wissenschaftlicher Forschungen über Pommerellen usw. besitzen. Bekanntere Persönlichkeiten unter diesen Ehrenmitgliedern sind der Bischof von Kulm, Okoniewski, der Professor des Strafrechts und Strafprozesses Bossowski in Posen, Dr. Majkowski in Karthaus, der Professor der indogermanischen Sprachwissenschaft Rudnicki in Posen, der Ingenieur Kummel, Vorsitzender der Ortsgruppe Posen der „Liga Morska i Rzeczna“, Bolesław Słaski, der frühere Wojewode von Pommerellen, Dr. Wachowiak, auch der verstorbene Dichter Stefan Zeromski war Ehrenmitglied.

Neben der Korporation „Pomerania“ bestehen noch nachfolgende Organisationen der pommerellischen studierenden Jugend an der Universität Posen.

Die älteste Organisation ist das „Akademickie Kolo Pomorskie“, begründet im November 1919. Als Mitglieder nimmt es nicht nur gebürtige Pommereller sondern auch Studenten aus anderen Teilen Polens, die Liebe zum polnischen Meere und zum pommerellischen Lande zeigen, auf. Das Kolo, das sich besonders bei den vorbereitenden Arbeiten für die Volksabstimmung in Masuren große Verdienste erworben hat, ist jetzt die angesehenste und wohlhabendste provinzielle Vereinigung an der Universität. Zu seinen Ehrenmitgliedern gehören: Pfarrer Bolt und Landesstarost von Pommerellen Dr. Joseph Wybicki (vor dem Kriege als praktischer Arzt in Danzig tätig).

Die älteste akademische Korporation pommerellischer Studenten ist die „Baltia“ gegründet 1921. Ihr Statut bestimmt unter anderem, daß die Mitglieder die Pflicht haben, „unter der polnischen Gesellschaft die Liebe zum Meere zu erwecken, das baltische Küstenland zu polonisieren<sup>1)</sup>, seinen Besitz zu sichern und auszubreiten.“ Zu den alten Herren der Korporation gehören der bekannte Führer der Nationaldemokratie Roman Dmowski und General Joseph Haller.

Am 29. November 1926 bildete sich unter dem Protektorat des Präsidenten der Stadt Thorn das „Akademickie Kolo Toruńskie“, das in enger Verbindung mit dem „Akademickie Kolo Pomorskie“ zu arbeiten beabsichtigt.

Eine neuere Verbindung scheint zu sein die Korporation „Gedania Posnaniensis“, die nach dem Rocznik für 1927 mit der Pomerania in einem Freundschaftsverhältnis steht. Sonst ist über sie nichts bekannt.

[Roczniki Korporacji Studentów Uniwersytetu Poznańskiego „Pomerania“, Jhg. I, S. 1 ff.]

(38

Fraktur = Bericht.

Antiqua = wörtliche Übersetzung des polnischen Textes.

## Ostpreußen und Polen.

Der „Dziennik Poznański“ druckt allen Ernstes eine Korrespondenz der offiziellen polnischen Telegraphen-Agentur (P.T.A.) aus Paris ab, in welcher über einen Artikel eines gewissen Le Boucher in der „Action Française“ berichtet wird. In diesem Aufsatz hat der französische Verfasser ausgeführt, daß die Urheber des Traktats von Versailles dadurch einen Fehler begangen hätten, daß sie Ostpreußen bei Deutschland belassen hätten, ein Gebiet, das 632 Jahre lang (!) zu Polen gehört habe. Dieses Land umfasse einen großen Teil des ehemaligen Großfürstentums Litauen (!!). Le Boucher glaubt sich wundern zu müssen, warum die Litauer nicht

<sup>1)</sup> Von uns gesperrt. (Red.)



auf den Gedanken gekommen seien „diese litauischen Gebiete zurückzufordern, während sie doch in der Wilna-Frage eine so große Empfindlichkeit zeigen“.

Die P.M.L.-Korrespondenz bemerkt hierzu: „Diese Tatsache erscheint verständlich, wenn man sich erinnert, wie intensiv sich in Litauen die deutschen Einflüsse entwickelten, wie eifrig die Deutschen in Litauen Kolonisations-Gesellschaften begründeten, welche eine energische Propaganda betrieben mit dem Ziele, den Litauern ihre wahren nationalen Gefühle auszutreiben und sie nur dann anzustacheln, wenn es möglich war, sie gegen Polen zu lenken.“

Der „Dziennik Poznański“ scheint diese erstaunlichen Ausführungen als bare Münze zu nehmen, denn er hat diesen Artikel mit der Fettdruck-Überschrift: „Ostpreußen gehörte 632 Jahre lang zu Polen“ versehen. Daß ein Franzose, selbst wenn er sich verpflichtet fühlt darüber zu schreiben, mit der Geschichte Osteuropas wenig vertraut ist, nimmt nicht wunder; unverständlich aber bleibt doch, wie die amtliche polnische Telegraphen-Agentur einen solchen Unsinn verbreiten und eine immerhin ernst zu nehmende Zeitung wie der „Dziennik Poznański“ diese Ausführungen abdrucken kann. Denn auch in der Redaktion des „Dziennik Poznański“ dürfte man wissen, daß Ostpreußen während seiner ganzen Geschichte nie zu Polen gehört hat, und daß es nur von 1466 bis 1656/57 bzw. 1660, also höchstens 200 Jahre lang in einer losen Lehnabhängigkeit gegenüber dem polnischen Könige gestanden hat. Noch weniger kann natürlich davon die Rede sein, daß irgend ein Stück Ostpreußens je einen Teil des Großfürstentums Litauen gebildet habe.

Noch für die Agitation ist jedes Mittel recht, und auf diese Weise wird in Polen die eigene Bevölkerung in geradezu unverantwortlicher Weise irreführt und auch die unvoreingenommene kritiklose öffentliche Meinung Europas bewußt oder unbewußt falsch orientiert.

[„Dziennik Poznański“, Nr. 41 (19. 2. 1928), S. 5.] **(35)**

### 300 000 Polen in Ostpreußen?

Der in Hohensalza erscheinende „Dziennik Kujawski“ bringt einen vielsagenden Aufruf der an der Universität Posen bestehenden Studentenverbindung „Masovia“, in dem es u. a. heißt: „Die in Ostpreußen erscheinende Halbmonats-Jugendzeitschrift „Życie Młodzieży“ wendet sich in bitteren Worten hilfelehnend an alle Landsleute: „Viel, sehr viel schreibt man über uns, spricht man über unsere Jugend, über die Notwendigkeit der Arbeit unter uns, über die Verteidigung der Jugend gegenüber der Germanisierung; man macht die verschiedensten Pläne und Projekte, man hält Diskussionen ab und damit Schluß . . . es scheint fast, als ob das polnische Volk nicht weiß, daß es um Sein oder Nichtsein von 300 000 Polen geht, deren nationales Gefühl noch nicht geweckt ist und die in 12 Kreisen Ostpreußens wohnen. Nein, so darf es nicht weiter gehen; wenn wir nicht der gegen unsere nationale Existenz gerichteten Phalanx eine vorbildliche Arbeit an der polnischen Jugend entgegenstellen, dann werde man einst an einem Trauertage die Sterbeglocken an dem Grabe des polnischen Volkes in Ostpreußen vernehmen. Wir wollen jedoch nicht untergehen, wir wollen nicht zu Preußen werden, sondern wollen leben und uns weiter in unseren vaterländischen Traditionen entwickeln“.

Zu diesen Äußerungen der polnischen Jugend in Ostpreußen bemerkt die „Masovia“:

„Dieser Appell an das polnische Volk, aus dem Verzweiflung und Klage gegenüber dem Mutterlande herausklingt, wird zweifellos die gesamte Bevölkerung zur Opferwilligkeit gegenüber den Volksgenossen in der Fremde, welche noch immer das Joch der Germanisierung fühlen, erwecken. Leisten wir ihnen daher eiligst Hilfe, indem wir ihnen polnische Bücher liefern, eine Hilfe, die sie zweifellos vor dem Ansturm der deutschen Kultur beschützen wird. Diese Aktion hat sich die Korporation

(300000 Polen in Ostpreußen?)

„Masovia“ zur Aufgabe gestellt; zu diesem Zwecke nimmt sie Bücher, Broschüren, Schulbücher u. ä. entgegen, um diese nach Ostpreußen zu schicken.“

Zum Schluß wird auch noch um Geldspenden für das Einbinden dieser Druckschriften gebeten.

Dieses Dokument ist wichtig und sollte unsere deutschen studentischen Verbindungen veranlassen, in ähnlicher Weise für die Deutschen unter polnischer Herrschaft tätig zu sein. Nur besteht der fundamentale Unterschied, daß diese Deutschen innerhalb des polnischen Staatsgebietes wirkliche Deutsche sind, während die angeblich 300 000 Polen in Ostpreußen fast ausschließlich Masuren sind, die sich nie zum polnischen Volkstum bekannt und noch bei der Abstimmung im Jahre 1920 mit 97,5 % ihre Zugehörigkeit zu Deutschland und zur deutschen Kultur vor aller Welt offen kundgegeben haben.

[„Dziennik Kujawski“, Nr. 68 (22. 3. 1928).]

(32)

Fraktur = Bericht.

Antiqua = wörtliche Übersetzung des polnischen Textes.

### Antoniewicz, Wl. Die Grundlagen der urgeschichtlichen Archäologie in Polen.

Der Professor für Vorgeschichte an der Warschauer Universität Wl. Antoniewicz vereinigt in einem 136 Seiten starken Bande den Inhalt einer Reihe von Vorträgen und Aufsätzen zu einer außerordentlich wertvollen Übersicht in bezug auf den Stand und die Aufgaben der Altertumsforschung in Polen.

Verfasser setzte sich bereits bald nach der Neugründung des polnischen Staates tatkräftig für eine durchgreifende amtliche Organisation der Urgeschichtsforschung in Polen ein. Kapitel 4 des vorliegenden Buches bringt seine schon im „Przewodnik Naukowy i literacki“ (Lemberg 1919, S. 1086—1110) veröffentlichte Denkschrift zu dieser Frage und eine Zusammenfassung über die seither erreichten Ergebnisse.

Zu den wesentlichsten Erfolgen, die mit durch die Denkschrift erreicht wurden, gehört die Einrichtung von sieben staatlichen Landesdenkmalpflegerstellen. Diese haben im „Państwowe grono zabytków przedhistorycznych“ in Warschau eine dem Kultusministerium angeschlossene Spitzenorganisation mit einer aus amtlichen Mitteln finanzierten Zeitschrift („Wiadomości Archeologiczne“). Ferner wurden bereits 1919 und 1920 Lehrstühle für Urgeschichte an den Universitäten Krakau, Posen, Warschau und Lemberg geschaffen. Die Einrichtung eines weiteren in Wilna ist geplant. In Deutschland haben wir demgegenüber bisher im Osten des Reiches nur zwei Lehrstühle für Urgeschichte, in Berlin und Königsberg, von denen noch dazu der Königsberger trotz seiner ganz besonderen Wichtigkeit seit längerer Zeit unbefestigt ist!

Rein organisatorische Fragen, und zwar für einen weiteren Leserkreis, bespricht A. auch in dem Abschnitt 2: „Archäologische Forschungen in Polen in den einzelnen Teilgebieten“. Er arbeitet auch hier die gegebenen Notwendigkeiten mit klarer Sachlichkeit heraus, behandelt z. B. die Methoden der Erforschung der Urzeit der einzelnen Landschaften in Polen und gibt praktische Vorschläge für die Organisation. Bezeichnend für einen sonst so objektiven Forscher ist, daß er in diesen erstmalig 1925 in der Warschauer landeskundlichen Zeitschrift „Ziemia“ veröffentlichten Ausführungen als den gegebenen Mittelpunkt für die polnischen Forschungen in Pommerellen gerade Danzig bezeichnet und nicht eine der jetzt zu Polen gehörenden westpreußischen Städte!

Der wichtigste Teil des Buches ist das erste Kapitel mit der Überschrift: Stand und Aufgaben der archäologischen Forschungen in Polen. Es gibt nicht nur für den polnischen Fachmann und Laien ausgezeichnete Zusammenfassungen und Hinweise der verschiedensten Art, sondern versetzt auch den nicht-polnischen Leser in die Lage, sich in Kürze einen Überblick über die derzeitige Entwicklung der Forschungen in Polen und fast alle gerade jetzt zur Bearbeitung stehenden wichtigeren Fragen zu verschaffen. Des öfteren gibt der Verf. hierbei auch eigene Anregungen und ein selbständiges Urteil über bisher von anderen Forschern vertretene

Ansichten. Man kann zwar zuweilen anderer Meinung sein, doch wird hiervon die lebhafteste Anerkennung dafür nicht berührt, daß Antoniowicz meist ein sehr klares Urteil über die Ziele und Wege der Forschung zur Lösung noch schwebender Fragen abgibt und auch entschieden gegen mehrere der irrigen Behauptungen Kostrzewskis (des bekannten Professors für Vorgeschichte an der Universität Posen) Stellung nimmt.

Die eine dieser Behauptungen Kostrzewskis ist sogar ein Eckstein in dessen Gebäude der sogenannten Beweisführungen für die angeblich slavische Volkszugehörigkeit der lausitzischen Kultur! Auf fallenderweise wird die Frage nach dem Volkstum dieser Kultur von A. sonst völlig übergangen, während er doch ausdrücklich das Bestreben äußert, auf alle bedeutsameren Fragen wenigstens kurz hinzuweisen. Vielleicht liegt hier die Absicht vor, in seiner auch zur Propaganda für weitere Kreise in Polen bestimmten Schrift eine schärfere Auseinandersetzung mit Kostrzewski zu vermeiden, dessen Theorie wegen ihrer politischen Verwendbarkeit der Altertumskunde in Polen gewiß manche sonst schwer erreichbaren Unterstützung und Förderungen einbrachte. Früher hat allerdings auch A. bei der lausitzischen Kultur an die Möglichkeit slawischen Volkstums gedacht. Er scheint aber hier den Fortschritten der Wissenschaft im Gegensatz zu Kostrzewski ebenso gefolgt zu sein, wie u. a. die maßgebenden tschechischen Forscher. Der oben besonders hervorgehobene Fall seiner Stellungnahme gegen Kostrzewski ist die deutliche Ablehnung des von K. irrigerweise immer wieder behaupteten Fortlebens von lausitzischen Gefäßformen und Verzierungen bis in die germanische Keramik der römischen Kaiserzeit. Antoniowicz zögert auch nicht einen Augenblick, — im Gegensatz zu der jetzigen unhaltbaren Ansicht Kostrzewskis — mit Recht die spätlateinische Kultur des 1. Jahrhunderts v. Chr. in Polen ausschließlich den Burgunden und Wandalen zuzuschreiben. Besonders treffend ist auch seine nachdrückliche Ablehnung von Kostrzewskis mißglücktem Versuch, die sicher germanischen frühheisenzeitlichen Glockengräber als eine Gruppe der lausitzischen Kultur zu erweisen. Ebenso denkt A. gar nicht daran, auch nur eine Möglichkeit des Wohnens slavischer Stämme in Westpolen vor der frühgeschichtlichen Zeit zu erwähnen, und spricht auch für die römische Kaiserzeit nur von Germanen.

Zu überschätzen scheint Verfasser jedoch z. B. die Häufigkeit von Funden, die mit der gotischen Rückwanderung aus den Gebieten am Schwarzen Meer zusammenhängen könnten. So sind auch die bekannten Fürstengräber von Sacrau (Kr. Dels) wandalisch und nicht gotisch. A. spricht auch von einem deutlichen Fortleben gotischer Elemente in der frühgeschichtlich-slavischen Keramik. Es dürfte sich hierbei wohl sicher um einen nicht zutreffenden Schluß handeln. Vermutlich hat A. dabei nur die auf der gemeinsamen provinziäl-römischen Grundlage beruhenden Ähnlichkeiten spätkaiserzeitlich-germanischer (weniger gotischer als z. B. wandalischer) und frühgeschichtlich-slavischer Keramik im Sinn. Viele dem nicht polnischen Prähistoriker neue Tatsachen berichtet A. besonders über die älteren Stufen, z. B. die mittlere Steinzeit.

Er erwähnt auch, daß von allen nach 1915 in Polen gehobenen Funden über 75 von 100 noch unveröffentlicht sind und fordert dringend eine Beschleunigung der Bekanntgabe. — Hoffentlich wird es hier auch dem Verfasser selbst möglich sein, mehr als bisher den von ihm gegebenen sehr begrüßenswerten Richtlinien zu folgen. Sehr erwünscht wäre u. a. eine baldige Veröffentlichung der Funde, die eine Mischung von lausitzischer und skythischer Kultur anzeigen sollen. Wie weit hier wirklich bei den betreffenden Altertümern die Skelettbestattungen ein sicheres Anzeichen skythischen Volkstums sein können, erscheint vielleicht noch fraglich, da dieser Grabbrauch uns doch auch sonst im fraglichen Gebiet in der frühen Eisenzeit begegnet.

Auch A. betont häufig, wie mangelhaft bisher der Ostteil des jetzigen Polens durchforscht ist. Diese Tatsache dürfte manche über-eilte Schlüsse Kostrzewski mit verursacht haben. Wir zitieren hier einige z. T. bereits oben berührte Ausführungen, insbesondere die, mit denen sich A. gegen Kostrzewski wendet:

„Die Bronzezeit in Polen gehört trotz wertvoller Arbeiten J. Kostrzewskis zu den noch schlechter (sc. als die jüngere Steinzeit) erforschten Abschnitten. Vor allem fehlt noch eine

Sonderbehandlung der in unseren Landen entdeckten Bronze-Verwahr Funde und auch der einzelnen Kulturgruppen. Diese zeigen sich zwar deutlich an, sind aber noch nicht genügend eingeteilt und herausgearbeitet.“ — —

„In Klein-Polen gehören Skelettgräber mit Steinsetzung (s. der ältesten Bronzezeit) und Hockerskeletten zu den größten Seltenheiten. In Ostgalizien fehlen entsprechende Gräber vollkommen. Man darf jedoch entgegen der Meinung von Kostrzewski deshalb nicht ohne weiteres annehmen, daß hier die jungsteinzeitlichen Kulturen während der I. und II. Bronzezeitstufe weiter angedauert hätten. Denn die Bewahrung jungsteinzeitlicher Züge ist nur in sehr nördlichen Gebieten nicht ausgeschlossen, wo die „Baltische Kultur“ herrschte. — — —

„Überhaupt kennen wir die lausitzische Kultur in Polen fast ausschließlich aus Liebhaberfunden, mehr aus einzelnen Stücken und Gräbern oder Teilen von Friedhöfen, als aus planmäßig erforschten Gräberfeldern. Und deshalb müssen die Grundlagen der Schlüsse auf diesem Gebiete schwach sein.“

„In der älteren Eisenzeit verändert sich das Bild der Kulturen im Gebiete der polnischen Länder sehr nachdrücklich. Die lausitzische Kultur dauert weiter, aber ihre einzelnen Gruppen scheinen ihr eigenes Leben ohne stärkere Berührung mit einander zu führen. . . . In den Bezirken Kalisch, Łódz, Kutno, und Łowicz tritt die Keramik mit tief eingeritzten, durch eine weiße Masse ausgefüllten Verzierungen hervor. Von anderen sehr bedeutenden Unterschieden im Vergleich zu dem vorhergehenden Abschnitt ist zu erwähnen, daß in Klein-Polen (Kwaczafa-Iwanowice) Skelettgräber mit lausitzischer Keramik auftreten, ferner die besondere Gruppe in den Kreisen Łancuck und Przeworsk, und auch, daß die lausitzische Kultur durch Einwanderung auf der ganzen Linie nach dem linken Bugufer gelangte. Weiter erlauben uns bisher spärliche Funde anzunehmen, daß in dieser Zeit die lausitzische Kultur nach dem südlichen Litauen, Polesien, Wolhynien und Podolien fast bis zu den jetzigen Grenzen der Republik Polen vordrang. Es sind dies Altertümer vom Ende der Hallstattzeit.“

„In diesen Abschnitt kommen die skythischen Altertümer aus dem Gebiet am Schwarzen Meer nach den Ostgebieten Polens, besonders in Hügelgräbern, und beginnen sogar ins Innere Polens bis zum Flußlauf des Bug einzudringen. Wir haben es hier wahrscheinlich mit einer friedlichen skythischen Wanderung zu tun, dank deren die Elemente aus dem Gebiet am Schwarzen Meer sich mit den angetroffenen lausitzischen vermischen konnten. Dies bezeugt das Vorkommen lausitzischer und skythischer Züge mit- und durcheinander auf den Friedhöfen von Smolno, Jasionowo, Czechy und Wysocko in Ostgalizien. Diese außerordentlich interessanten Fragen, die ein Echo in der geschichtlichen Überlieferung finden, warten noch auf genauere Behandlung nach entsprechenden weitumfassenden Untersuchungen im Gelände. Es scheint jedoch keinem Zweifel zu unterliegen, daß das — teils gemeinsame, teils vereinzelte, aber gleichzeitige — Auftreten von Brand- und Skelettgräbern, manchmal in Grabhügeln, dem Überwiegen bezw. dem Unterschied zwischen dem lausitzischen und skythischen Element entspricht.“

Erwähnt sei auch die Ansicht von Antoniewicz über die früh-eisenzeitlichen Gräber mit Steinumsetzung und die Zeitbestimmung der Gesichtskultur. Auch für den, der hier anderer Ansicht ist, steht in diesem Falle wieder die vorsichtige, ruhig abwägende Art von Antoniewicz vorteilhaft gegen manche Behauptungen Kostrzewski's ab:

„Eigentlich beweist nichts, daß die durch Kostrzewski für Westposen unterschiedene Gruppe von Gräbern mit Steinumsetzung entstellungsgeschichtlich mit dem Kreis der nord-deutschen Kultur zusammengehört, die durch ihr Eindringen in Posen in der 5. Bronzezeitstufe Ausdehnungsbestreben in südlicher Richtung zeigt. Die Keramik der Gräber mit Steinumsetzung besitzt ausgesprochen lausitzische Züge. Und zwar sowohl in dem hallstattzeitlichen, wie in dem laténezeitlichen Abschnitt, die Kostrzewski ohne nähere Be-

gründung zu schematisch unterscheidet<sup>1)</sup>. Bei dem Fehlen von Metallgegenständen in diesen Gräbern haben wir keinerlei Gewißheit, aus welchem Zeitabschnitt sie stammen. Auf Grund der Keramik kann man schließen, daß wir es hier mit einer lausitzischen Lokalgruppe, wahrscheinlich aus dem späteren Abschnitt der älteren Eisenzeit, auf dem Gebiet zu tun haben, das die Invasion der fremden Kultur erreichte, unter deren Einfluß der Grabtyp eingeführt wurde und sich auch — allerdings nicht sehr stark — die Keramik umbildete. Diese Gruppe dauert bis ans Ende der Hallstattzeit, dringt etwas nach Osten vor und bildet allmählich selbst den Typ der Gräber um, die kleiner und flach werden, und verändert auch die Urnenformen, bei denen trotzdem deren lausitzisches Gepräge beibehalten wurde. Die Verbindung dieser Gruppe von Gräbern mit den bronzenen Kronenhalsringen und „holsteinschen“ Nadeln ist bei dem gegenwärtigen Stand der Frage willkürlich.“ (Hier wendet sich Antoniewicz ebenfalls gegen Kostrzewski.) „Die Gräber mit Steinumsetzung erfordern noch zahlreiche Forschungen, bevor wir über ihre Kulturzugehörigkeit etwas sicheres aussagen können.“ — — —

„Interessant ist, daß wir keine ausreichenden Gründe haben, die Steinkistengräberkultur in die erste Hälfte der Hallstattzeit zurückzuverlegen. Die Grabform selbst und die Gefäße ergeben in diesem Fall nichts über die Zeitbestimmung, denn vorläufig wissen wir nichts Genaueres über ihre Abstammung, außer der vorsichtigen Annahme, daß sie zusammen mit einem germanischen Volk, sicher aus Jütland, eingewandert sind. Die spärlich in den Urnen sich findenden Metallgegenstände sprechen eher für den Endabschnitt der frühen Eisenzeit.“

„Auch dies ist ein neuer Beweis für die außerordentliche Notwendigkeit ganz genauer Forschungen und Untersuchungen, um den Charakter und die Zeitstellung der Steinkistengräberkultur näher zu bestimmen. Den Weg zur Erforschung dieser Kultur betreten die hervorragenden Beiträge J. Kostrzewskis, der aber in bezug auf die Zeitstellung der herrschenden Meinung unterlegen ist. Und doch sprechen die Formenanalyse der Nadeln, Rasiermesser und Gürtelschnallen, die sich in Steinkistengräbern finden — sowie die durch sie sich zeigenden Einflüsse der lausitzischen Kultur auf die der Steinkistengräber — deutlich dafür, daß der Hauptkern dieser Kulturgruppe der zweiten Hälfte, wenn nicht sogar ganz dem Ende der Hallstattzeit angehört. In Verbindung mit dieser Ansicht in der Frage des Beginns der Steinkistengräberkultur müssen wir die Ausbildung der Gesichturnen in Pommerellen in die zweite Hälfte der älteren Eisenzeit, das ist frühestens um 650 v. Chr. ansetzen, während es gar keinen Grund gibt, sie weiter zurück zu verlegen.“

„Ein nicht geringes Rätsel bildet auch noch die Erklärung der sich in der Frühlaténezeit zeigenden neuen Gruppe der Glockengräber, deren Entstehung J. Kostrzewski nicht glücklich von der lausitzischen Kultur herzuleiten bestrebt ist, was auch deshalb nicht einmal die Möglichkeit der Richtigkeit für sich haben kann, weil in den Glockengräbern sogar noch weniger lausitzische Elemente und Einflüsse vorhanden sind, als in den Steinkistengräbern<sup>1)</sup>. Die Zeitbestimmung der Glockengräber kennzeichnen deutlich die bescheidenen Metallbeigaben besonders die Certosa- und Frühlaténefibeln. Sie bestimmen ihre obere zeitliche Grenze, ebenso auch gewisse Eigentümlichkeiten der Verzierungen und Urnen, die für das Ende der Mittellaténezeit kennzeichnend sind. Die Glockengräber zeigen sich fast genau in demselben Gebiet wie die Steinkistengräber und reichen nach Südosten bis zum oberen Dnjestr (Dzwinogrod bei Lemberg). Der Grabbrauch ist in bezug auf seine Herkunft und seine Deutung ungeklärt. Im Bezirk Sandomirz trifft man diese Gräber mit Steinumsetzung. Urnen, Schüsseln und Beigefäße vertreten mehrmals einen übereinstimmenden Typ, der den Steinkistengräbern eigentümlich ist,

<sup>1)</sup> Von uns gesperrt. (Red.)

obwohl meist die Urnen mit gerauhtem Unterteil von glattem Halse oder die kleinen Glocken herrschen, die manchmal mit einem Tonwulst und drei Knubben verziert sind. Die Metallbeigaben sind diesen beiden Grabarten gemeinsam. Aus dieser Mischung und zahlreichen Übereinstimmungen ergibt sich die Annahme enger Verwandtschaft beider Gruppen, besonders der älteren Steinkistengräber und der jüngeren Glockengräber. Wegen der Armut an Tatsachen und Beobachtungen ist es noch unmöglich, die Ursachen der gemeinsamen Kulturgrundlage, mit Ausnahme der unstreitigen völkischen Verwandtschaft, ferner die Unterschiede im Grabbrauch und die genaue Bestimmung der Zeit und Art ihres Verschwindens zu erklären.“

„Es ist möglich, daß jene (früh- und mittellatenezeitliche, im von uns abgedruckten Teil bisher nicht erwähnte) scheinbar zweimalige keltische Invasion in die südwest- und mittelpolnischen Gebiete eine Schwächung und Vernichtung der Ausdehnung der Steinkistengräber- und Glockengräberkultur von der Weichsel her besonders in südwestlicher Richtung zur Folge hatte. Es ist jedoch schwer, auf Grund der so wenig zahlreichen keltischen Altertümer ein ständiges Wohnen von Kelten in Klein-Polen durch einige Jahrhunderte hindurch anzunehmen, wofür gewisse Möglichkeiten sprechen, die sich aus zahlreicheren Angaben in bezug auf die topographischen Namen gewinnen lassen.“

Antoniewicz spricht dann von der germanischen Kultur der Spätlatenezeit und sagt u. a.: „Es ergibt sich die Meinung, daß die hinzugekommene Kultur, die hier in den früheren Zeitabschnitten sitzende Bevölkerung der lausitzischen, der Steinkistengräber- und der Glockengräberkultur verdrängte oder auch sie vollständig in sich aufnahm, was noch ganz ungewiß ist<sup>1)</sup>.“

„Was wurde aber mit diesen Kulturen in den südlichen Gebieten? Kurz gesagt, ist uns davon nicht viel bekannt. Es ist nicht möglich hier deutlichere unstreitige Spuren der lausitzischen Kultur in der Spätlatenezeit zu finden. Das gleiche müssen wir mit einer geringen Berichtigung auch für die Steinkistengräber- und Glockengräberkultur feststellen. Vielleicht fehlen zu dieser Frage bisher sichere Unterlagen, — dies ist sogar sehr wahrscheinlich, denn in dieser Hinsicht herrscht bei uns eine erschreckende Armut der Forschungen — so daß es im Augenblick trotz der starken spekulativen Anstrengungen J. Kostrzewskis mit den drei älteren Kulturen die neue zu verbinden“. . . . .

In der Besprechung der kaiserzeitlich-germanischen Funde heißt es bei A. auf S. 41: „Es ist unmöglich in dem südlichen Kreis (gemeint ist das wandalische Kulturgebiet) irgendwelche Mitwirkung des lausitzischen Typs herauszuarbeiten, wie dies J. Kostrzewski annimmt.“

Wichtig sind bei A. auch seine Angaben über slawische Brandgräber in Podlasie, Weiß- und Rotrußland, dem Bezirk Lublin und Wolhynien. Auf S. 46 heißt es u. a.: „Nicht ausreichen kann die negative und der Beweise entbehrende Meinung J. Kostrzewskis, daß in dieser Zeit (gemeint ist der früheste Abschnitt slawischer Besiedlung der Nachvölkerwanderungszeit) entweder gar keine Beigaben in die Gräber gelegt worden seien oder daß die Grabformen so nachlässig waren, daß sie die längere Erhaltung der Gräber nicht gestatten.“

Im Schlußabschnitt des 1. Kapitels seines Buches gibt A. auch eine kurze Übersicht der wichtigsten bisherigen Literatur zu den einzelnen Hauptzeitabschnitten und Landschaften in Polen. Er sagt dort u. a.: „Die polnische Archäologie verfügt jetzt über einen nicht hohen, aber auch nicht niedrigen Etat für Forschungsarbeiten, der durch das Kultusministerium verteilt wird, und eine ständige Summe, die durch die landeskundliche Abteilung dem Großpolnischen Museum in Posen für Grabungsarbeiten zur Verfügung gestellt wird, und ferner eine gewisse Summe zu diesem Zweck im Etat der polnischen Akademie der Wissenschaften.“ — — —

<sup>1)</sup> Eine lausitzische Kultur ist aber bereits für die vorhergehende Stufe nicht mehr nachzuweisen. (Red.)

„Oberschlesien, das auf dem Gebiete der Archäologie durch die Deutschen etwas vernachlässigt wurde, ist in den Forschungsplänen durch die Polen noch nicht berücksichtigt. Im Interesse der Wissenschaft und des polnischen Ansehens gilt es, diesem Gebiet, das außerordentlich bedeutsame Ergebnisse erwarten läßt, verstärkte Aufmerksamkeit zuzuwenden. Noch schlechter steht es mit dem Teschener Schlesien, aus dem wir leider auch noch nicht eine einzige planmäßige archäologische Entdeckung besitzen, und ferner sogar außerordentlich wenige Zufalls- und Einzelfunde. Die Bedeutung dieses Gebietes mit Rücksicht auf die Tatsache, daß es häufig Durchgangsgebiet für Völker war und bezüglich seiner Kultur und der Handelswege vom Gebirgszug der Beskiden und besonders von der böhmisch-mährischen Pforte nach Klein-Polen und umgekehrt, soll die Erforschung des ganzen polnischen Schlesiens fördern. Es ist dies eine Pflicht, die sich aus den Notwendigkeiten für die Wissenschaft und dem Interesse der nationalen Ehre ergibt.“

„Ich erwähne hier nur, daß Oberschlesien in den Zusammenfassungen über die Urgeschichte Schlesiens von Seger und Mertins berücksichtigt ist. Eine wertvolle Arbeit über dieses Gebiet verdanken wir J. Kostrzewski (Oberschlesien in der urgeschichtlichen Zeit, „Ziema“, 1922, Nr. 2).“

„Mit starker Tendenz sind die im übrigen interessanten Aufsätze H. Segers und M. Jahns und besonders G. Kossinnas über Oberschlesien gearbeitet.“

Daß gerade die zuletzt erwähnte Arbeit von Kostrzewski nicht nur tendenziös, sondern auch zum großen Teil stark fehlerhaft und unfachlich ist, braucht an dieser Stelle nicht mehr besonders hervorgehoben zu werden. Die Thesen der betreffenden Aufsätze von Seger und Jahn entsprachen in allen Einzelheiten nur dem tatsächlichen Stand der Forschung.

[Z dziedziny organizacji nauki. U podstaw archeologii przedhistorycznej w Polsce. Verlag: Trzaska, Evert und Michalski (Warschau 1926).] (27)

### **Pawłowski, St. Die geographische Lage Pommerellens und des Territoriums der Freien Stadt Danzig.**

Dieser Aufsatz des Professors der Geographie an der Universität Posen bildet eine Ergänzung zu dem im letzten Hefte der „Ostland-Berichte“ besprochenen Aufsatz des gleichen Verfassers über die geographische Lage der Freien Stadt Danzig. Und so erklärt auch der Verfasser in seinen einleitenden Ausführungen: „Es ist vollkommen unmöglich, von der geographischen Lage des polnischen Pommerellens zu sprechen und dabei nicht zu sprechen von der geographischen Lage Danzigs und umgekehrt. Denn das Territorium Danzigs bildet in geographischer und historischer Hinsicht eine untrennbare Einheit mit Pommerellen. Man kann also weder in einem landeskundlichen Überblick noch in einer historischen Perspektive Dinge und Erscheinungen voneinander trennen, die organisch zueinander gehören. Wenn wir von Pommerellen sprechen, meinen wir auch Danzig“<sup>1)</sup> (S. 5).

Zum eigentlichen Thema übergehend erklärt der Verfasser: „Die geographische Lage Pommerellens drückt sich schon in dem Namen selbst aus.“ (Es ist bemerkenswert, daß im polnischen Sprachgebrauch nur ein Wort für das heutige Pommern und für Pommerellen vorhanden ist. Beide werden mit „Pomorze“ bezeichnet, wobei höchstens zur Unterscheidung Pommerellen als das „polnische Pommern“ = „Pomorze polskie“ bezeichnet wird.) Die Bezeichnung Pomorze „ist ja eine uralte slavische und polnische und dazu ein im wahren Sinne geographischer Name. Pomorze bedeutet das am Meere liegende Land. Mit diesem Namen bezeichneten die lechitischen Stämme das an der Ostseeküste gelegene Gebiet, das sich in einer Ausdehnung von fast 500 km

<sup>1)</sup> Von uns gesperrt. (Red.)

(Die geographische Lage Pommerellens und des Territoriums der Freien Stadt Danzig) von der Lübecker Bucht im Westen bis zur Danziger Bucht im Osten erstreckt“ (S. 5).

Nachdem der Verfasser die Lage Danzigs und Pommerellens an der Ostsee näher charakterisiert hat, behandelt er ihre Stellung auf dem Kontinent und bemerkt hierzu: „Diese Lage kann nur im Zusammenhange mit Polen betrachtet werden. Denn Polen bildet bis zu den Karpathen das natürliche Hinterland Pommerellens und Danzigs . . . . Pommerellen hat nur in Verbindung mit Polen eine Bedeutung, die seinem geographischen Namen entspricht. Nur in diesem Falle ist es ein Durchgang, Weg und Zugang zum Meere. In Verbindung mit Deutschland ist es ein Weg längs des Meeres“ (S. 8).

In seinen weiteren Ausführungen polemisiert Pawłowski dann gegen G. Braun (Nordeuropa, Leipzig-Wien 1926, S. 187 ff.) und bestreitet, daß die baltische Seenplatte sowohl zu beiden Seiten der Weichsel, wie erst recht in Mecklenburg einen Damm gebildet habe, der das Binnenland vom Meere abgetrennt habe. Diese Seen- und Waldgebiete hätten im Gegenteil den lechitischen Stämmen (hier verweist er auf den von uns im letzten Heft der „Ostland-Berichte“, Jahrg. 2, Heft 1—2, S. 9 besprochenen Aufsatz von M. Rudnicki) den Durchgang zum Meere und die Befestigung der Südküste der Ostsee von Schleswig-Holstein bis zur Weichselmündung ermöglicht. Auch Polen sei dadurch nicht von der Ostsee ferngehalten worden: „Die Momente, welche Polen während seiner geschichtlichen Entwicklung den Zugang zum Meere erschwerten, waren und sind politischer und historischer Natur“ (S. 9).

„Die geographischen Bedingungen verbanden und verbinden Polen mit dem Meere. . . . Die Weichsel ist das geographische Bindeglied, das auf natürliche Weise fast alle polnischen Gebiete mit dem Meere verbindet . . . . Indem sie fast die Hälfte der Oberfläche Polens in ihrem Flußgebiet vereinigt (gegen 190 000 qkm) nimmt die Weichsel die Mitte Polens ein. Sie ist in höherem Maße ein polnischer Fluß als der Rhein ein deutscher und die Wolga ein russischer Fluß ist. Über 80 % ihres Flußgebietes befinden sich auf ethnographisch-polnischem Gebiet“ (S. 10).

Pommerellen und Danzig sind nach Pawłowski die natürlichen Fortsetzungen der polnischen Tiefebene und liegen fast ausschließlich im Flußgebiet der Weichsel: „Das Argument, daß Pommerellen die Fortsetzung des deutsch-baltischen Seengebietes sei, kann nicht in Betracht kommen, denn auf diese Weise wäre die polnische Tiefebene eine Fortsetzung der deutschen, und diese wiederum eine Fortsetzung der holländischen, belgischen und französischen“ (S. 11).

Auf das Gebiet Danzigs übergehend erklärt Pawłowski: „Das Territorium der Freien Stadt Danzig setzt sich geographisch aus zwei Gebieten zusammen: aus der Hochebene und dem Deltagebiet. Die Hochebene ist eine Verlängerung der pommerellischen Seenplatte, und das Deltagebiet ist nur eine Mündungsverbreiterung des Weichseltals zum Meere hin. So sind beide Bestandteile des Danziger Territoriums organisch mit Pommerellen und Polen verbunden! . . . . Das Territorium Danzigs ist eine Fortsetzung, eine natürliche Verlängerung Polens . . . Das Weichseldelta, das sind vor allem die Weichsel und ihre Abzweigungen. Man darf dies nicht von der Weichsel und ihrem Stromgebiet, zu dem es geographisch gehört, abtrennen. Analoge, natürliche Bindungen, welche Danzig mit Deutschland verknüpften, gibt es nicht. . . . Die Lage Danzigs an der Weichselmündung war, ist und wird ein unverfälschbares und unzerstörbares Dokument sein, das für die Zugehörigkeit dieser Stadt zu Polen Zeugnis ablegt!“ (S. 11).

Nachdem dann der Verfasser die glänzenden Zukunftsaussichten ausgemalt hat, die Danzig von Polen zu erwarten habe, während es von Preußen schon seit den Zeiten Friedrichs des Großen immer schlecht behandelt und hinter Stettin und Königsberg zurückgesetzt worden sei, weist er auf die unvergleichlich größere Bedeutung hin, die Pommerellen für Polen als für Deutschland, für das es

<sup>1)</sup> Nach dieser Theorie müßten z. B. auch die an den Mündungen des Rheins gelegenen holländischen Städte, ja sogar ganz Holland in den Besitz Deutschlands übergehen. (Red.)



(Die geographische Lage Pommerellens und des Territoriums der Freien Stadt Danzig)

immer „Ostland“ gewesen sei, habe. Für Polen sei Pommerellen „Tor und Weg zum Meere, und vom Meere her die Bastei an seiner Nordwest-Grenze, Zugang zur Welt und einzige Hoffnung auf eine vollständige wirtschaftliche Unabhängigkeit (S. 13). . . . Die ethnographische Karte Pommerellens ist trotz allem eine Verlängerung der ethnographischen Karte Polens, und die Bewohner Pommerellens sind die Fortsetzung der 20 Millionen starken polnischen ethnographischen Masse. Wir wollen uns hier natürlich nicht auf die Sprachen- oder Dialektunterschiede einlassen, aber wir nehmen als Grundlage die Tatsache, daß die ganze slavische Bevölkerung Pommerellens während der Volkszählung von 1921 sich zur polnischen Nationalität bekannt hat<sup>1)</sup>.“

„82 % polnische Bevölkerung in der Wojewodschaft Pommerellen<sup>2)</sup>, zusammen mit den Anhäufungen dieser Bevölkerung jenseits der Grenzen der Wojewodschaft, und zwar auf dem Territorium der Freien Stadt Danzig, längs der Westgrenze der Wojewodschaft und auf dem rechten Ufer der Weichsel in der Gegend von Stuhm, das sind keine sporadisch verstreuten Inseln des Polentums, wie die deutsche Wissenschaft das darstellen will, sondern eine festgeschlossene Wurzel, die sich von dem Mutterstamme nach dem Meere zu ausstreckt“ (S. 14). Hier verweist Pawłowski auf die Arbeit von A. Penk: Die Deutschen im polnischen Korridor; in: Zeitschrift der Ges. für Erdkunde, Berlin 1921, S. 169 ff. und auf die ebendort Jhg. 1924, S. 261, erschienene Arbeit von F. Jaeger: Die deutsch-polnische Grenze.

Nachdem der Verfasser das Verhältnis Ostpreußens als das einer „Enklave“ (!) gekennzeichnet hat, und dieses mit der Lage des Deutschthums in Siebenbürgen, an der Wolga, und der Lage der Lausitzer Wenden in Deutschland (!) verglichen hat, die, obwohl sie vom Mutterlande losgetrennt seien „am Leben bleiben, ja sich sogar entwickeln“ (S. 16), zitiert der Verfasser zur Stützung seiner Behauptung, daß Polen ohne Pommerellen nicht bestehen könne, einen Abschnitt aus der 3. Ausgabe von F. Rahels „Politische Geographie“ (S. 188/189) über die geographische Lage eines etwa aus Russisch-Polen und Galizien gebildeten polnischen Staates: „Seine Lage wäre bei beträchtlichem Raum von vorneherein eine der ungünstigsten, die in Europa zu denken sind, sowohl wegen der Abschließung von den Meeren, als auch wegen der Entfernung von dem bevorzugten atlantischen Rande Europas.“

Pawłowski bemerkt im Anschluß an dieses Zitat: „Zu diesen Worten hat die polnische Wissenschaft und Politik nichts hinzuzufügen. Bei dieser Überzeugung, daß der Verlust Pommerellens und Danzigs gleichbedeutend wäre mit dem Verlust der wirtschaftlichen und vielleicht auch politischen Selbständigkeit, beharrt unser Volk, und daher sieht es diese Gebiete im Hinblick auf ihre wichtige geographische Lage als den Schlüssel seiner europäischen Lage an.“

[ w położeniu geograficznym Pomorza i terytorjum W. M. G. . . . ; in: Rocznik Gdański (Danziger Jahrbuch) hgg. von der Gesellschaft der Freunde von Wissenschaft und Kunst in Danzig, Bd. I (1927), S. 5 ff.] **(30)**

### Brückner, A. Die Verbreitung der Slaven in den ersten Jahrhunderten nach Chr.

Gegenüber den Behauptungen Niederles vertritt der Verfasser die Ansicht, daß die Beschreibung des Innern Sarmatiens von Ptolemäus keine nennenswerten Nachrichten über die damalige Slavenwelt enthalte. Was die Benennung der Ostsee als „wendische Bucht“ und die „wendischen Berge“ betreffe, so seien dies reine Erfindungen des Ptolemäus, die dadurch veranlaßt seien, daß er die Wenden irrtümlicherweise zu weit nach Norden verschiebe. Die Bezeichnung „wendische Bucht“ rette auch nicht die Vermischung der Veneter an der Adria mit den Wenden (Venetern),

<sup>1)</sup> Für die Wahlen vom 4. März 1923 trifft diese Behauptung bekanntlich in keiner Weise zu. Der im Bezirk Neustadt gewählte Abgeordnete der deutschen Liste hat einwandfrei eine große Anzahl Stimmen von Seiten der kaschubischen Bevölkerung erhalten.

<sup>2)</sup> Diese Prozentzahl wurde aber erst erreicht, nachdem fast eine Million Deutscher das Land verlassen hatten.

(Die Verbreitung der Slaven in den ersten Jahrhunderten nach Chr.)

bei denen der Eridanos (die Weichsel?) fließe und Bernstein gewonnen werde: da nur von diesen Venetern die Germanen den Namen „Wenden“ auf die Slaven übertragen haben könnten, beweise das nur, daß ihre Sitze einst weiter nach Norden reichten und in ihrer Hand der Bernsteinhandel ruhte; als sich dann ihre Sitze einengten, wurde der Name Eridanos auf den Po übertragen.

Zur Zeit des Ptolemäus hätten an der Ostsee nur Vasten (Litauer) und Finnen gesessen; die slavische Benennung der letzteren, „Ezudž“, sei aus skeud- herzuleiten und hänge wohl mit dem Namen der Skythen zusammen; im Slavischen bezeichne das Wort ursprünglich nur Fremde und, wie andere Völkernamen, Riesen. Von den bei Ptolemäus genannten Völkernamen kämen auf die Slaven nur zwei: die „Veneter“ und die „Weltai“, die späteren Wilzen (seit dem 10. Jahrhundert Lützen), die er aber fälschlich östlich von den Venedern statt westlich von ihnen ansetze. Ob noch andere Völkernamen slavisch seien, sei fraglich; mit den slavisch aussehenden Sulaneš oder Suloneš und Stawanoi sei nichts anzufangen. Die Erklärung der Kostoboken und Saboken als Slaven halte keine Kritik aus, und die Bessoi an den Karpaten, mit denen man das russ. Beskid, poln. Wieścza d verbinden könne, seien verdächtig, da Ptolemäus auch sonst dakische Namen an die Karpaten versetze und der Name in Thrazien wiederkehre. Auch aus den übrigen geographischen Namen in Sarmatien sei nichts zu gewinnen, so daß der einzige slavische Name, den man über die Nachrichten des Tacitus hinaus aus Ptolemäus erhalte, der Name der „Welten“ sei.

Daß an der Bernsteinküste der Ostsee niemals Slaven gesessen hätten, gehe daraus hervor, daß ihnen ein eigener Name des Bernsteins fehle. Bei den Litauern sei ein solcher aber von alters her vorhanden, und dem Bernsteinhandel sei es zu verdanken, daß Ptolemäus zwei Namen litauischer, genauer preußischer Stämme nenne, die Galindai und Sudinai, die er allerdings irrtümlich östlich von den Venedern, statt nördlich von ihnen ansetze. Ebenfalls dem Bernsteinhandel sei es zu verdanken, daß Ptolemäus in dem Germanien behandelnden Teile den slavischen Namen Kalissia (die heutige Stadt Kalisz) aufbewahrt habe, da hier eine Handelsstation gewesen sei. Solche Identifizierungen dürfe man aber nur dann machen, wenn die lautliche Übereinstimmung zwischen dem überlieferten und dem heutigen Namen, wie bei Kalissia — Kalisz, vollständig sei. Aber auch dann müßten sachliche Gründe dafür sprechen.

So sei das Budorgis des Ptolemäus laut für laut identisch mit dem kaschubischen Bedargowo (gemeint ist der einst bei Püzig gelegene, jetzt verschwundene Ort), die Identifizierung sei aber nicht möglich, da diese Gegend für die Römer, deren Handelsweg von der Weichselmündung ostwärts ging, nicht vorhanden gewesen sei, außerdem könne man die Nebenform Budorigum nicht mit Bedargowo zusammenbringen. (Der Verfasser bespricht dann ausführlich die Ethymologie von Bedargowo, das er aus Beddargowo herleitet.) Von den übrigen Handelsstationen sei nicht festzustellen, daß die Namen slavisch seien, der Name der letzten Station, Skurgon, würde vollständig preußisch sein, wenn man das g in d umändere.

Der Verfasser wendet sich dann zu der Frage des Vorhandenseins altgermanischer Namen auf slavischem Gebiet, die er für das Innere des Landes leugnet und nur für die Grenzgebiete in beschränktem Umfange zuläßt (der Name der Insel Rügen, die Namen der Elbe und ihrer größeren Nebenflüsse, die Namen der Grenzburgen Raseburg, Mecklenburg, Havelberg, Brandenburg und der Name Schlesiens). Besonders bestreitet er, daß der litauische Stamm gud- und der polnische Stamm gd- mit dem Namen der Goten zusammenhänge, denn diesen hätten die Slaven überhaupt nicht gekannt, sondern das Volk nur „Niemic“ genannt. In Betracht komme dafür das litauische gude = Wald, das wohl mit dem slavischen gvodz- zusammengehöre.

Der Verfasser beschäftigt sich dann mit der Frage, wo zur Zeit des Ptolemäus die Litauer saßen. Daraus, daß diese weder von Tacitus noch von Ptolemäus genannt werden, schließt er, daß sie nur ein wenig bedeutendes Volk waren, sie hätten aber dort gesessen, wo sie noch heute sitzen, jedoch nicht im heutigen Weißrußland, das immer slavisch gewesen sei. Die ethnographischen

Fraktur = Bericht.

Antiqua = wörtliche Übersetzung des polnischen Textes.

Verhältnisse im europäischen Sarmatien seien zur Zeit des Ptolemäus nicht viel anders gewesen als im 10. Jahrhundert, aus dem die ersten zuverlässigen Nachrichten darüber in der Chronik des Anonymus von Kiew, der sogenannten Nestorchronik, vorlägen, nur der nach Nowgorod und Pskow vorgeschobene slavische Keil sei neueren Datums. Hierzu stimmten auch die Nachrichten des Tacitus, die Ptolemäus eher verschlechtert als ergänzt habe.

[Budorgis; in: Slavia Occidentalis (Jahrbuch des Westslavischen Institutes an der Universität Posen) Bd. III/IV, (Posen 1925), S. 1 ff.]

(33)

### Legowski, J. Die Rügener und Polen in den Volksüberlieferungen.

Man könnte über die nachfolgend besprochenen Phantastereien, die polnischen Studenten aufgetischt werden, nur lächeln, wenn nicht auch ein sehr bedenklicher Hintergedanke diesen Ausführungen zugrunde läge, nämlich die Absicht, mit diesen pseudo-wissenschaftlichen Ausführungen den Imperialismus gerade bei der akademischen Jugend auf jede Weise anzustacheln.

Nach dem Verfasser haben die Lechen infolge ihrer Ausdehnung über weite Strecken Mitteleuropas das Gefühl ihrer Zusammengehörigkeit verloren. Zwar hätte Boleslaw Krzywousty die Herrschaft Polens bis nach Rügen und dem Lande der Lintizen ausgedehnt (!). Diese Länder aber für immer mit Polen zu verbinden, wäre nur dann möglich gewesen, wenn sie dem Christentum hätten gewonnen werden können. Der Versuch Ottos von Bamberg, seine Missionstätigkeit auch auf Rügen und die Lintizen auszudehnen, sei aber durch den Widerspruch des dänischen Erzbischofs von Lund vereitelt worden, der hier seine Diözesanrechte geltend machte. So habe Rügen noch 44 Jahre sein Heidentum festhalten können; dann sei es von den Dänen unterworfen worden, um später eine Beute der Deutschen zu werden. Die kurze Zeit, in der der weiße Adler sich über Rügen, dem „nordischen Hellas“, erhoben habe, habe aber ihre Spuren in den Überlieferungen der Bewohner des Landes hinterlassen. Die polnischen Chronisten erzählten von Kriegen des Lech oder Leszek II. und seines Sohnes Wizymir mit den Dänen: da von einer Seegeltung Danzigs in vorhistorischen Zeiten nichts bekannt sei, könne es sich nur um Kämpfe der Lechen in Stettin, Rügen und an den Küstenorten handeln, die man an Goplo und Warthe mit Recht als eigene Taten angesehen habe, da man damals noch das Gefühl der Zusammengehörigkeit der lechischen Stämme gehabt habe.

Auch auf Rügen hätten sich diese Überlieferungen bis auf den heutigen Tag erhalten. In Garz, dessen Burg 1168 von den Dänen zerstört sei, lasse die Sage einen König wohnen, der, als die Christen, d. h. die Dänen, die Burg eroberten, mit seinen Schätzen in die Erde versank. Noch jetzt zeige er sich bisweilen in Panzer und Helm oder Krone und umreite auf einem weißen Rosse Stadt und See. In den nordwärts von Garz liegenden Bergen habe ein König gewohnt, um dessen Tochter Swanewitte sich ein dänischer Königssohn und der polnische König bewarben. Da sie den polnischen König verschmähte, habe dieser sie aus Eifersucht bei ihrem Vater verleumdete, der sie ins Gefängnis werfen ließ. Auf ihre Bitte habe er ihr dann gestattet, den Versuch zu machen, den Garzer König zu erlösen. Dies sei ihr nicht gelungen, vielmehr sei sie mit ihm zusammen in die Erde versunken und warte noch auf Erlösung. Nach einer anderen Sage habe sich eine Garzer Königstochter in den polnischen König verliebt, obgleich sie mit dem Fürsten von Bergen verlobt war. Zwischen beiden Bewerbern sei es dann zum Zweikampf gekommen, in dem der polnische König fiel. Darauf habe der Vater sie verflucht und sie warte noch heute auf Erlösung. —

Diese Sagen seien Erinnerungen an die Kämpfe Polens mit Dänemark um Rügen, die Perle der Ostsee, „die zuletzt der tertius gaudens, der Deutsche, verschluckte“. Eine dritte Sage bewahre die Erinnerung an die slavische Bevölkerung auf. Am Virchowsee bei Neustettin hätten einstmalig Wenden gewohnt.

Diese seien von den Sachsen verdrängt worden und hätten auf der anderen Seite des Sees das Dorf Virchow gegründet. Anfangs erlaubten ihnen die Sachsen, ihre Glocken mitzunehmen, später sei es ihnen aber leid geworden und sie hätten ihnen die Glocken wieder fortgenommen. Als sie sie aber über den See fuhren, wären die Glocken, die den Deutschen nicht dienen wollten, im See versunken. Noch heute beklagten sie dort mit menschlicher Stimme bisweilen ihr Loß, daß sie nicht zu den Wenden zurückkehren könnten. „So schwingen in der Tiefe der pommerschen Seele, selbst der seit Jahrhunderten mit einem deutschen Überzug bedeckten, noch die Klänge der Sehnsucht nach der slavischen Vergangenheit.“

Diese „slavische Vergangenheit“, nach der sich die Bewohner Rügens nach Meinung des Verfassers noch heute sehnen(!) scheint nichts anderes, als die vom Verfasser entdeckte angebliche staatliche Zugehörigkeit Rügens zu Polen (!) zu sein.

[„Rojanie (Rugjanie) a Polska w podaniach ludowych“; in: Roczniki Korporacji Studentów Uniwersytetu Poznańskiego „Pomerania“ (Jahrbücher der Korporation „Pomerania“) Heft 1 (1926), S. 54—57.]

(37)

### Kowalkowski, A. F. St. Florian Ceynowa und seine Bestrebungen zur Separation der Kaschubei.

Die kaschubische Frage in Gestalt von Absonderungsbewegungen zeigte sich zuerst, als nach der Revolution von 1848 die nationalen Bewegungen wieder auftraten und größere Freiheit als zuvor genossen; ihr Urheber war der Arzt Florian Ceynowa. Er benutzte die nun polnische Bewegung in Pommerellen, um mit der kaschubischen Sache hervorzutreten, und zwar, wie der Verfasser sich ausdrückt, „in einer Weise, die man wirklich kühn nennen kann“, indem er den Separatismus der Kaschubei verkündete und aus den Kaschuben eine zwar slavische, aber von der polnischen verschiedene Nation machen wollte. Sein Programm veröffentlichte Ceynowa 1850 in einem (kaschubisch geschriebenen) Artikel „Die Kaschuben an die Polen“ in Nr. 10 der Kulmer „Szkoła Narodowa“ und vervollständigte es in einem zweiten Artikel in der nächsten Nummer. Der Verfasser meint, daß Ceynowas Absichten, soweit es sich um die Schaffung der Schriftsprache handelte, gut gewesen seien, daß er aber nicht mit der Psyche des kaschubischen Volkes gerechnet habe, „das niemals seine Zugehörigkeit zur polnischen Nation in Frage gezogen, im Gegenteil öfters seinem Polentum Ausdruck gegeben“ habe. Besonders die Religiosität der Kaschuben habe sich immer auf das Polentum gestützt, denn andere Andachtsbücher als polnische seien niemals in seinen Händen gewesen und „die aus dem Munde der Prediger kommenden polnischen Worte entsprechen allein der kaschubischen Seele“. Daher fand Ceynowas Programm bei den Kaschuben selbst keinen Anklang. Ein „Mann aus dem Mirchauer Lande“ antwortete ihm in einem Artikel der „Szkoła Narodowa“ mit einer scharfen Kritik, worauf wiederum Ceynowa entgegnete und tätiges Auftreten auf dem Felde separatistischer Agitation ankündigte. Bald erschienen auch seine bekannten Schriften, die aber angeblich nicht viel Eindruck machten, da, wie der Verfasser behauptet, die Sprache Ceynowas dem Volke als eine Verschandelung der eigentlichen kaschubischen Sprache erschien und Ceynowa nicht mit dem Anstandsgefühl seiner Leser rechnete, sondern häufig ordinäre und verletzende Worte gebrauchte. So blieben die Separationsgedanken das Eigentum ihres Urhebers und erloschen mit seinem Tode von selbst.

[St. Fl. Ceynowa i jego dążenia do separacji Kaszub, in: „Mestwin“, Wissenschaftli. Beilage der Zeitung „Słowo Pomorskie“, Jhg. III (1927), S. 73—75.]

(34)

## Polnische Landämter gegen Deutsche Ansiedlungs- Kommission in Pommerellen.

Fraktur == Bericht.  
Antiqua == wörtliche Übersetzung des polnischen Textes.

In der Warschauer Zeitung „Epoka“ behandelt ein Anonymus (Ok—Morg) die Tätigkeit der polnischen Landämter und stellt Vergleiche zwischen ihrer Tätigkeit und derjenigen der Deutschen Ansiedlungskommission an.

Die Ansiedlungskommission, die in ihrer finanziellen Ausstattung den polnischen Landämtern weit voraus gewesen sei, habe in den Jahren 1889—1919 in Pommerellen 111 047 ha parzelliert und 7000 Ansiedlungen geschaffen. Verfasser kritisiert die Tätigkeit der Ansiedlungskommission, die oft zu kleine und aus zu vielen Teilstücken (bis zu sieben) bestehende Ansiedlungen geschaffen habe.

Nachdem der Verfasser die Tätigkeit der Bauernbank erwähnt hat, welche Kredite an finanziell bedrohte Güter und zum Ankauf von Wirtschaften gewährt habe, ferner die Tätigkeit der Rentenbank, welche hauptsächlich die Parzellierung größerer Güter finanziert habe, wendet er sich der Tätigkeit der Ansiedlungskommission im Jahre 1918 zu.

Diese habe damals in großer Eile den Ansiedlern die noch fehlenden Auslassungen erteilt, wobei sogar wichtige Formalitäten außer Acht gelassen worden seien. Aber im Versailler Traktat seien hiergegen schon Vorkehrungen getroffen worden. Durch Gesetz vom 14. Juli 1920 seien alle von der Ansiedlungskommission nach dem 11. November 1918 erteilten Besitztitel annulliert worden. Daher stamme der Ausdruck „Annullations-Ansiedlungen“. Die Besitzer dieser Güter mußten diese verlassen, und an ihre Stelle wurden von den Landämtern polnische Reflektanten gesetzt.

In Pommerellen gab es 1505 annullierte Ansiedlungen, aber Polen hatte keinen finanziellen Nutzen hiervon, denn es mußte die deutschen Ansiedler entschädigen. Diese Entschädigung beträgt nach Angabe des Verfassers durchschnittlich für jede Ansiedlung 5400 Goldzloty (= Schweizer Franken). „Die Quote überschreitet hundertmal die ganze Schätzungssumme einer Durchschnittsansiedlung“ . . . . (!? Die Red.) „Die Resultate der Ansiedlungskommission sind folgende: 12 127 Rentenansiedlungen in Pommerellen, von denen gegen 54 % in polnischen, gegen 46 % sich in deutschen Händen befinden. Annullierte Ansiedlungen gibt es 1505, von denen sich gegen 96 % in polnischen, gegen 4 % in deutschen Händen befinden.“

Trotz außergewöhnlichen Anstrengungen der Deutschen, die danach trachten, die Immobilien der deutschen Hand zu erhalten, gehen diese Wirtschaften, wenn auch langsam, aber Schritt für Schritt, entsprechend den Anforderungen des Lebens und der wirtschaftlichen Lage, in polnische Hände über.“

[Rezultaty prac b. niemieckiej komisji kolonizacyjnej na Pomorzu; in: Epoka, Nr. 62 (2. III. 1928).] (29)

## Der Hafen von Gdingen.

### 1. Legowski, St., Bau und Exploitation des Hafens in Gdingen.<sup>1)</sup>

Der Verfasser führt aus, daß im Gdingener Hafenbau infolge des Konflikts mit dem französisch-polnischen Konsortium im Jahre 1926 ein Stillstand eingetreten sei, den erst der neue Vertrag (der gleichzeitig eine Herabminderung der Kosten um 6 000 000 Zloty brachte) beseitigt habe. Dann sei es aber schnell vorwärts gegangen, noch in der zweiten Hälfte des Jahres 1926 seien fast ebensoviel Arbeiten ausgeführt worden, wie in den vorhergegangenen zwei Jahren, und in den ersten 10 Monaten des Jahres 1927 sei mehr ausgeführt worden als in der ganzen bisherigen Zeit des Baus. Die aufgewendeten Summen betragen bis zum Ende des Jahres 1926: 6 655 920,69 Zl. in Gold, in den ersten 10 Monaten des Jahres 1927: 8 900 526,54 Zl., zusammen 15 556 447,23 Zl. Jetzt gingen die Arbeiten äußerst schnell vorwärts, und es sei nicht mehr zweifelhaft, daß die Arbeiten des ersten Bauabschnitts, die

<sup>1)</sup> Vgl. auch „Ostland-Berichte“ Jhg. 2, Heft 1/2, S. 29.

bis Ende 1930 beendet sein sollten, um ein Jahr, vielleicht sogar noch um mehr, früher fertiggestellt würden.

Im Frühjahr 1928 werde der Gdingener Hafen 1465 m gebrauchsfertiger Kai von 10 und 8 m Wassertiefe und ungefähr 700 m Wellenbrecher besitzen. Bisher habe das Fehlen des letzteren den Export von Kohle sehr erschwert, der deshalb im Winter immer sehr zurückgegangen sei, schon jetzt sei dieser Rückgang nicht mehr so beträchtlich. Zu wünschen sei aber, daß der noch fehlende Teil des Abflusses des Vorhafens, dessen Bau für das Jahr 1929 vorgesehen sei, auf das Jahr 1928 übertragen werde. Dann würde schon in diesem Jahr die normale Benutzung des Hafens auch im Winter möglich sein. Augenblicklich seien 800 m Kai in Gebrauch, an denen 8 Schiffe gleichzeitig laden könnten; die Maximalladung der Schiffe betrage täglich 5000 t. Im Frühling würden gleichzeitig 15 Schiffe mittlerer Größe (2000—4000 t) laden können. Schon jetzt könnten in den Hafen von Gdingen größere Schiffe als in Danzig einlaufen, wie der transatlantische Dampfer „Suffren“ mit einem Tiefgang von 10 m, der in Danzig nicht hätte einlaufen können. (?? Red.)

An weiteren im Gdingener Hafen ausgeführten Arbeiten sei zunächst zu nennen die Errichtung von zwei Hebekränen von 5 t Tragkraft für Kohle und Erz. Bei der Probe betrug die Leistung 150 t vom Waggon auf das Schiff und 100 t von einem 80 m entfernten Platze auf das Schiff.

Ferner sei ein Magazin in Eisenkonstruktion mit Wellblechdach erbaut mit einer Bodensfläche von 100×40 m, dies werde im November (1927) in Betrieb genommen werden für 3000 t Zement, die nach Amerika bestimmt seien. Zwei Torkräne von 5 t Tragkraft sollten das Magazin bedienen und ständen vor der Vollendung. Die Brückenkräne im Hafen hätte die vereinigte Königs- und Laurahütte geliefert, das Magazin habe die Firma Rudzki erbaut, die Torkräne Zieleniewski, den Dieselmotor für das Elektrizitätswerk habe die Danziger Werft montiert.

Weiter habe die Danziger Werft zwei Hafenschlepper „Ursus“ und „Tur“ von 500 und 350 PS erbaut, im laufenden Jahre würde ein Dampfprahm, der in den nächsten Tagen in Betrieb genommen werde, und ein kleines Passagierschiff zum Verkehr über das Hafensassin nach Orhöft erbaut. Endlich sei die Pflasterung der Straßen im Hafengebiet begonnen und ungefähr 40 km Eisenbahnlinie daselbst vollendet.

Da wegen der Aufwendungen für die genannten Arbeiten der Staatsschatz weitere notwendige Hafenarbeiten nicht finanzieren konnte, habe der Staat für die Ausführung von solchen Arbeiten inländischen privaten Firmen langjährige Konzessionen erteilt. So habe der Kohlenkonzern „Robur“ auf 35 Jahre gegen Zahlung einer Pachtsumme eine gewisse Strecke Kai und daran gelegene Terrains zum Kohlenexport erhalten, dafür habe er sich verpflichtet, auf eigene Kosten Einrichtungen zur Umladung der Kohlen herzustellen, die nach Ablauf der 35 Jahre in gutem Zustande in den Besitz des Staates übergehen sollten, außerdem auch eine gewisse Anzahl von Handelsschiffen anzukaufen und unter polnischer Flagge in Dienst zu stellen. Weiter hätten die „Krakauer Reischälereien und Mühlen“ („Suszczarnie ryżu i młyny Krakowskie“) die Konzession zum Bau einer Reischälerei erhalten, für die schon am 15. März (1928) ein Schiff mit 8000 t Reis aus Indien ankommen solle.

Die Verwaltung der Hafenanlagen wollte man früher einem privaten Unternehmen mit staatlicher Beteiligung oder einer gemischt staatlich-privaten Gesellschaft übertragen; jetzt sei beschlossen worden, bis zum vollständigen Ausbau die Verwaltung in den Händen des Staates zu belassen. Dies staatliche Unternehmen werde den Betrieb der Kohlenkräne und des Magazins, die Einrichtung und den Betrieb von Plätzen für den Holzexport am inneren Hafen sowie eine Reihe weiterer noch nicht genau bestimmter Betriebe umfassen. Damit inländische Firmen am Gdingener Hafen interessiert würden, sei am 1. Juni 1927 eine Verordnung des Präsidenten der Republik ergangen, durch welche Steuer- und andere Erleichterungen an Industrie- und Handelsunternehmen sowie für Bautätigkeit im Hafen und in der Stadt Gdingen erteilt wurden.

Da man Häfen während der Bauzeit nicht zu benutzen pflege, wäre es rationell gewesen, den Vorhafen zu schließen, dann das innere Bassin auszubauen und in Benutzung zu nehmen und zuletzt das äußere Bassin. Dies sei nicht möglich gewesen, da Polen in Danzig beständig Schwierigkeiten gemacht würden. So habe man zunächst einen provisorischen Hafen geschaffen, er sei aber zu einem wirklichen Hafen geworden schon vor der Beendigung der ersten Bauperiode, die ein Bassin für einen Umschlag von 2 500 000 t umfaßte. Und vielleicht werde diese Grenze schon im kommenden Jahre noch vor Beendigung des Hafenbaus überschritten werden.

Für die schnelle Entwicklung des Verkehrs im Hafen gibt der Verfasser einige Ziffern. Der eigentliche Verkehr begann 1925. Damals liefen ein: 85 Schiffe mit 74 707 t Rauminhalt und 1586 t Ladung, 1065 Passagieren; ausliefen: 72 Schiffe mit 71 419 Registertonnen, 50 142 t Ladung (37 229 t Kohlen) und 10 632 Passagieren; der Umschlag betrug also 51 728 t.

1926 liefen ein: 298 Schiffe mit 204 757 t Inhalt, 179 t Ladung und 764 Passagieren; ausliefen: 303 Schiffe mit 208 194 t Inhalt, 413 826 t Ladung (402 246 t Kohle) und 6385 Passagieren; der Umschlag betrug also 414 005 t.

In den ersten 10 Monaten des Jahres 1927 liefen ein: 406 Schiffe mit 278 649 t Inhalt, 2989 t Ladung und 1471 Passagieren; ausliefen: 406 Schiffe mit 243 898 t Inhalt, 686 776 t Ladung (682 731 t Kohle) und 6178 Passagieren; der Umschlag betrug also 689 016 t. —

Notwendig für die Entwicklung des Hafens sei die Entwicklung der Stadt. Öffentliche Gebäude und Einrichtungen könne der Staat herstellen oder die Selbstverwaltung bei der Herstellung unterstützen; der Bau von Wohnhäusern müsse der Privatinitiative verbleiben. Es werde auf 100 000 (!) Einwohner gerechnet, jetzt seien zirka 10 000 vorhanden. Die Grundlagen für den Ausbau seien gelegt, jetzt hänge alles von der Privatinitiative ab, denn ohne das Vorhandensein von Banken, Handelshäusern, Expeditiions- und Maklerfirmen u. a. in der Stadt werde die Entwicklung des Hafens gehemmt sein.

[Budowa i eksploatacja portu w Gdyni; in: „Rocznik Korporacji „Pomerania“ (Jahrbuch der Korporation „Pomerania“), Jhg. 2 (1927), S. 10—15.] **(31)**

## 2. Poznański, J. Der Hafen in Gdingen.

In der von dem polnischen Korrespondenz-Büro „Ajencja Wschodnia“ herausgegebenen Zeitschrift „Przegląd Komunikacyjny“ macht der Leiter des Handelschiffahrtsamtes („Urząd Marynarki Handlowej“) in Gdingen Komandor J. Poznański, sehr beachtenswerte Ausführungen über den Hafen von Gdingen:

„Wenn man bedenkt, daß die Ergebnisse unter Bedingungen erreicht worden sind, die im Hinblick auf einige Hafeneinrichtungen Schwierigkeiten verursachten, daß ferner kaum 300 m Kai auf der Innenseite der Südmole und ungefähr 250 m auf deren Außenseite nur für das fakultative Anlegen von Schiffen in Gebrauch genommen worden sind, dann kann man annehmen, daß schon nach Verlauf von zwei Jahren, d. h. nach Ingebrauchnahme eines Teiles der Kais des Innenbassins und der Verlängerung der Südmole bis zum Wellenbrecher der Hafenverkehr in Gdingen sich beträchtlich vermehren und mit den benachbarten Häfen an der Ostsee konkurrieren wird. Augenblicklich wird vorwiegend ober-schlesische Kohle mit der Bestimmung für die skandinavischen Länder, von denen Schweden der größte Abnehmer ist, verladen.“ Besonders verdienstlich sei es, daß die französische „Compagnie Générale Transatlantique“ seit dem Bestehen des Gdingener Hafens eine ständige Linie Le Havre—Gdingen mit einem vierzehntägigen Waren- und Passagierverkehr unterhalte, die vom 1. April 1928 zu einem wöchentlichen Verkehr aus-gestaltet werden solle. Ferner seien schon größere Transporte von

Holz über Gdingen ausgegangen und ebenso mehrfach größere Ladungen Zement nach Südamerika gegangen. Wenn erst der Hafenschuppen dem öffentlichen Verkehr übergeben werde, dann wolle die Firma „Polski Lloyd“ eine Zementausfuhr mit den Dampfern der finnisch-amerikanischen Linie organisieren. „Überhaupt ist das Interesse der Exporteure an dem Hafen von Gdingen augenblicklich viel größer als seine Ladefähigkeit. Es tragen hierzu bei die verhältnismäßig sehr niedrigen Hafengebühren, die z. B. im Verhältnis zu denen in Danzig um ein Vielfaches niedriger sind. Ebenso sind die Arbeitskräfte in Gdingen billiger als in Danzig. Und so hat z. B. der Dampfer „Toruń“ mit einem Fassungsvermögen von 3138 cbm, der im Laufe von drei Tagen mit eigenen Windevorrichtungen 2750 t Kohlen lud, hierfür einschließlich der Gebühren für Lotsen, Schlepper und Wasser 245 Zloty 33 Groschen ausgegeben. Dieser genannte Dampfer ist ein für die Ostseeschifffahrt typisches Schiff und daher kann man seine Hafengebühren als Durchschnitt annehmen. Derselbe Dampfer hat, als er Kohlen in Danzig lud, 1121 Danziger Gulden bezahlt, die umgerechnet 1928 Zloty ausmachen. Also ist das Verhältnis der Hafengebühren in Gdingen und Danzig wie 1:8!<sup>1)</sup>)

Diese Ausführungen von maßgebender polnischer Stelle beleuchten ein sehr ernstes Problem der Danziger Hafenverhältnisse.

Ferner weist der Verfasser darauf hin, daß die Kohlenladevorrichtungen nach den neuesten Erfahrungen ausgebaut werden sollen. Den elektrischen Strom für Licht und Kraft liefert das noch zu deutscher Zeit eingerichtete Wasserkraftwerk in Groddeck bei Graudenz. Es sei aber von seiten des polnischen Handelsministeriums mit diesem ein Vertrag auf 35 Jahre geschlossen worden, wonach das Kraftwerk Groddeck sich verpflichtet habe, elektrischen Strom in großer Menge für einen Preis von 17 Groschen für die Kilowattstunde zu liefern. Auf Grund dieses Vertrages werde das Kraftwerk noch im Frühjahr 1928 eine Oberleitung für einen Strom von 60 000 Volt Spannung legen, der in Gdingen auf 15 000 Volt umgeformt und durch weitere Transformatoren für Licht- und Kraftverbrauch bereitgestellt werden soll.

Für 1928 seien folgende Hafensbauarbeiten vorgesehen: 1. Verlängerung des Wellenbrechers, 2. Verbreiterung der Südmole um 50 m und Verlängerung derselben bis zum Wellenbrecher. Ferner Befestigung des Ufers im Innen-Bassin durch Beton-Caissons.

Verfasser schließt seine Ausführungen mit folgenden Worten:

„Indem er als Vorteile aufzuweisen hat die modernen Bauten und Hafeneinrichtungen, die unbestrittene Billigkeit und günstige geographische Lage im Verhältnis zu der Einflußsphäre, ferner eine neue, das Danziger Gebiet umgehende Eisenbahnverbindung (Bromberg—Ossowa—Gdingen), hat der Hafen von Gdingen die Aussicht auf die allerglücklichste Entwicklung sowohl als Ausgangspunkt für den polnischen Export, wie auch als Zentrum für den in Zukunft verstärkten überseeischen Import, indem er unabhängig ist von fremden Faktoren, deren für den polnischen Handel schädlicher Einfluß auf dem Danziger Gebiete schon mehrfach konstatiert worden ist.“

[„Przeegląd Komunikacyjny“, Jhg. II, Nr. 21 (15. 3. 1928), S. 5.]

(28)

<sup>1)</sup> Auf Grund von in Danzig angestellten Berechnungen wurde ein Verhältnis von 1:4 ermittelt. (Red.)